25/1986 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE WELT

Urige Gesellen

Auf der Spur der Wisente im belorussischen Urwald

Schiffbauer in Gdańsk

Ein Tag auf der Leninwerft

Eine 6,0 in diesem Winter?

Olympiasiegerin Katarina Witt auf musikalischer Reise von Mozart zu Glenn Miller

★ Inhalt

Bildbericht
Der Urwald von Beloweshskaja Puschtscha – ein Stück unberührter Natur **Seite 4**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Medizin
Kapseln gegen die Virusgrippe **Seite 16**

Wirtschaft
Vor dem Stapellauf Nr. 901 auf der Gdańsker Leninwerft **Seite 18**

Die Einsiedler
Neues von den Lykows **Seite 22**

Tourismus-Ratgeber **Seite 24**

Memoiren
Erinnerungen von Hans Pischner **Seite 26**

Serie
Heute und morgen in unserer Stadt: Universitätsplatz Rostock **Seite 28**

Satire
Ioan Cozacu – Sterngucker **Seite 30**

Historische Miniaturen
Aus dem Tagebuch eines alten Arztes **Seite 32**

Erzählung
Leonid Andrejew: „Das Schweigen“ **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
„Das bucklige Pferdchen“ **Seite 40**

Märchen
Der Bauer als Arzt **Seite 41**

Leserforum **Seite 44**

Afghanistan
Begegnungen mit Händlern in Kabuls Chickenstreet **Seite 46**

Motoristik
Auf Pneus 2200 km durch arktischen Schnee **Seite 50**

Sport
Katarina Witt: „In the mood“ auf dem Eis **Seite 52**

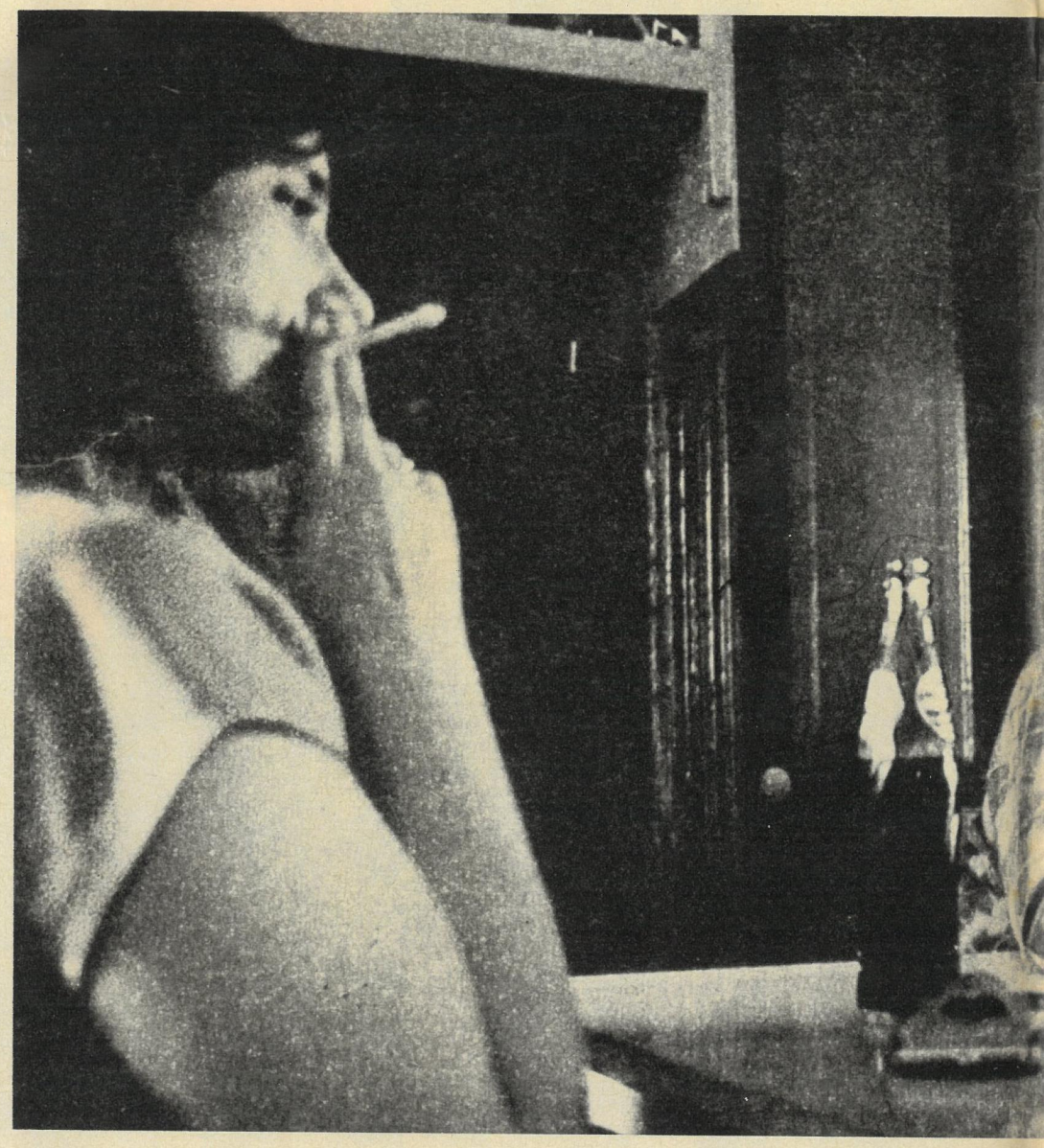
Titelfoto:
Katarina Witt bei einem Bummel durch ihre Heimatstadt Karl-Marx-Stadt, fotografiert von Klaus Oberst

Redaktionsschluß für dieses Heft

1. 12. 1986

★ Im Blickpunkt

Tatsächlich: „Land der



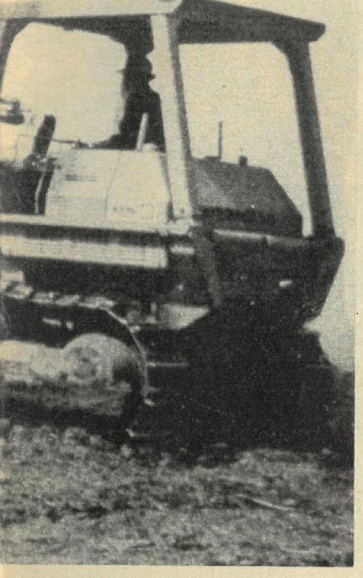
Alle zwei Minuten geht eine Farm bankrott. 45 000 Farmen stehen „am Rande des Bankrotts“. 20 000 Farmen wurden zu Schleuderpreisen versteigert, „weil ihre Besitzer unter der drückenden Last ihrer Schulden zusammengebrochen“ sind. Mindestens 350 000 Farmen „stecken in schweren Finanzschwierigkeiten“.

Nachrichten aus den USA, dem „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“. Das Bild auf den Seiten 54/55 in Nr. 47 des Hamburger „Stern“ zeigt Jackie und Donald Shultz aus Battle Creek im Bundesstaat Iowa und ihre Scheune: Sofort nach der Versteigerung wurde sie niedergewalzt. Die Fotos lassen uns fühlen und wissen, daß die unglaublichen Meldungen nur einer einzigen Woche wahr sind.

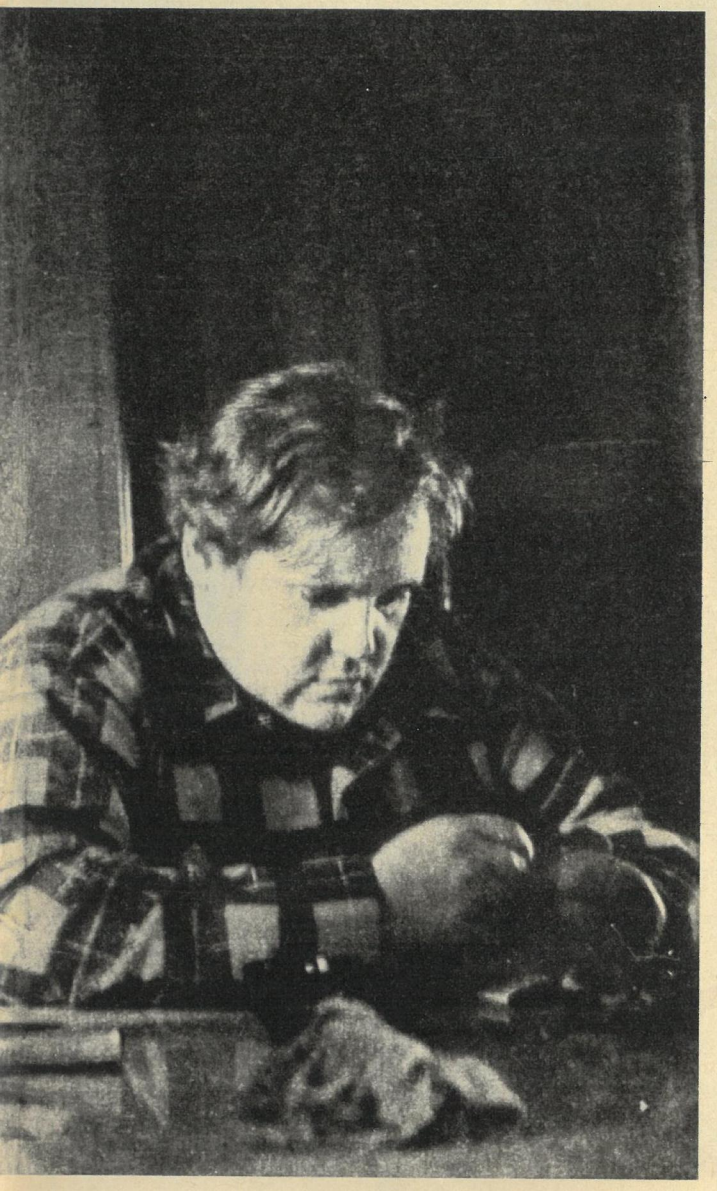
Das Foto auf Seite 49 derselben „Stern“-Nummer stammt aus der Goldgräberstadt Odessa in West-Texas. Mit dem Öl flossen die Dollar. Nun ist Schluß: „THE END“ hat der Besitzer statt eines Filmtitels an das Kino geschrieben, das er dichtmachen mußte – wie andere ihre Läden, Bars, Restaurants.

Ein Mädchen – schwarz, vom Vater lange Zeit mißhandelt und mißbraucht, in die Drogenszene getrieben, ausgenützt, erniedrigt – wehrt sich gegen seine Um-

unbegrenzten Möglichkeiten"

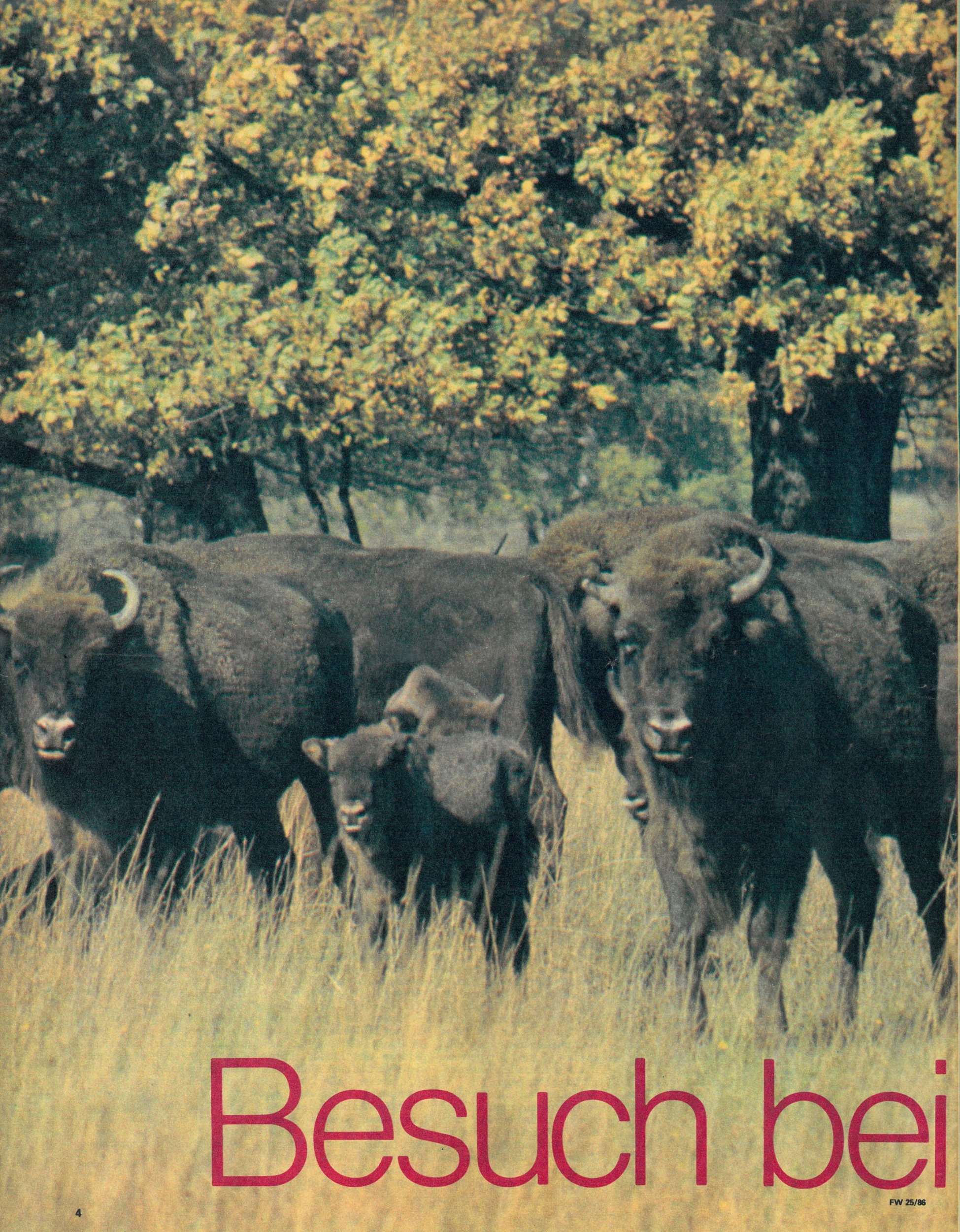


welt mit Mord. Jetzt wartet es darauf, auf dem elektrischen Stuhl verbrannt zu werden: Zur Tatzeit war es 15 (fünfzehn) Jahre alt.
Mehr als 35 Millionen USA-Bürger sind ohne staatliche oder private Krankenversicherung. In jedem Jahr verweigern Kliniken Millionen Familien, die nicht über das notwendige Geld verfügen, die erforderliche medizinische Betreuung.
Über 35 Jahre hinweg – so lautet eine Nachricht vom 25. Oktober dieses Jahres – „haben die Bundesbehörden Strahlenversuche an Menschen durchgeführt. Diese Experimente wurden nicht nur mit Freiwilligen gemacht, sondern auch mit alten Menschen, unheilbar Kranken und Häftlingen, die nichts davon wußten."
Weitere Meldungen eines flüchtigen Griffs in die Nachrichtenkiste einer Woche aus den USA.
Das sieht nicht nach „future" aus, nach Zukunft und „Führungsmacht". Die Menschen – vertrieben von ihren Farmen, vertrieben



aus ihren Heimatstädten. Das erklärt auch die Massenflucht in die Drogenszene, in der die einen kaputtgehen (vor allem junge Menschen), an der andere profitieren. 35 Millionen USA-Bürger leben „unterhalb der offiziellen Armutsschwelle". In diesem Jahr rechnet man mit einem Bankrott von rund 130 Banken. Mehr als 27 Millionen Amerikaner sind nicht in der Lage, Alltägliches zu lesen und zu schreiben; im Jahre 2000 – so warnen Fachleute – könnten zwei von drei USA-Bürgern solche „funktionellen Analphabeten" sein.
Apropos Analphabetismus: Die „New York Times" führte kürzlich eine Umfrage durch: 44 Prozent der befragten Amerikaner wußten nicht, „daß die Russen im zweiten Weltkrieg zusammen mit den Amerikanern gekämpft haben; mehr als ein Viertel nehmen an, man habe schon damals gegen die Kommunisten gefochten." Dieser politische Analphabetismus mag eine Erklärung sein für gewisse akute politische Wahrnehmungsstörungen.
Aber alles hat mit den Menschenrechten zu tun: Dem Recht auf Leben und Frieden, auf Essen, Wohnung und Arbeit, auf Bildung und Zukunft, dem Menschenrecht auf Würde.
Diese Vereinigten Staaten sind am 4. Juli 1776 mit einer Unabhängigkeitserklärung in die Geschichte eingegangen als „Land der unbegrenzten Möglichkeiten". Lenin schrieb: „Die bürgerliche Zivilisation hat all ihre herrlichen Früchte gezeitigt. Hinsichtlich des Entwicklungsstandes der Produktivkräfte der vereinten menschlichen Arbeit, der Anwendung von Maschinen und aller Wunder der modernen Technik hat Amerika unter den freien, zivilisierten Ländern den ersten Platz eingenommen."
Welch ein Abstieg: Von den damaligen, schier unbegrenzten Möglichkeiten zu allem, was heute in diesen USA möglich ist. Doch in seinem „Brief an die amerikanischen Arbeiter" hat Lenin schon vor einem Menschenalter diesen Abstieg vorausgesagt: „Zugleich rückte Amerika (aber) auch hinsichtlich der Tiefe des Abgrunds, der zwischen einer Handvoll skrupelloser, in Laster und Luxus erstikkender Milliardäre und den Millionen der ewig an der Grenze des Elends lebenden Werktätigen klafft, mit an die erste Stelle. Das amerikanische Volk, das der Welt das Vorbild eines revolutionären Krieges gegen die feudale Sklaverei gegeben hatte, geriet in die moderne, die kapitalistische Lohnsklaverei."
„Land der unbegrenzten Möglichkeiten?" In der Tat, auch heute: Keine Grenze für die Ausbeutung des Menschen, keine Grenze für Mißbrauch und Verhöhnung aller Menschenrechte, keine Grenze für Unmoral und Unwahrheit.
Und für skrupellose Heuchelei: In diesem politisch, wirtschaftlich, sozial und moralisch desolaten Zustand wirft man sich in der Wallstreet, im Pentagon und im Weißen Haus zum „Pächter der Menschlichkeit" auf und verteilt Noten: Eine Eins in Menschlichkeit für die Pinochets, Bothas und Shamirs, eine Zwei für brave NATO-Politiker, eine Drei für widerborstige Verbündete. Eine Fünf aber für Hauptstädte, die den „Sitz des Bösen" darstellen: Berlin, Moskau vor allem, überall, wo sozialistische Macht – als Friedensmacht – die Würde des Menschen und seine Rechte verwirklicht.
Imperialismus und Menschlichkeit? Die Wirklichkeit auf dem Kopf, die Wahrheit ins Gegenteil verkehrt! Imperialismus ist unmenschlich. Im Sozialismus aber steht der Mensch im Mittelpunkt. Sozialismus ist das Menschlichste, was es gibt. Man muß die Dinge doch mal auf den Punkt bringen...

Karl-Eduard v. Schnitzler



Besuch bei

Wisente in freier Wildbahn —
der Stolz des belorussischen Naturschutz-
gebietes Beloweshskaja Puschtscha.
Da stehen sie, Abkömmlinge des jüngeren
Tertiärs, Zeitgenossen von
Mammut und Höhlenbär. In der Mitte der Stier
mit dem massigen „Kragen",
daneben wachsam sichernd eine Mutterkuh.
Gleich wird ihnen die
Zudringlichkeit der Zeitungsleute
zuviel, und sie trotten davon,
friedlich, einer hinter dem anderen ...

Bogumil

Ein Beitrag von Hans Frosch (Text),
Alexej Bunewitsch,
Detlev Steinberg (Fotos),
Nina Charitonowa—APN (Information)

Besuch bei Bogumil

Ein verschworenes Häuflein – die Wissenschaftler von Beloweshskaja Puschtscha. Sie lenken die Vermehrung der Wisente, überwachen den Gesundheitszustand markanter Bäume, spüren noch unbekannten Arten von Pilzen nach; selbst eine so „interne" Sache wie der Wurmbefall bei Edelhirschen obliegt ihrer Aufsicht und – einer in Futter verpackten Medikamentengabe.

Es war ein vorsichtiger Schritt, mit dem wir unseren Fuß auf den Boden des Urwaldes setzten; ich fürchte, wir hatten nicht die gebührende Andacht für die fünfhundertjährige Eiche, zu der uns Oberheger Viktor Wakula führte. Von dem in Hochhaushöhe unter den Wolken schwebenden Wipfel des Giganten inmitten von Baumriesen glitt unser Blick immer wieder herunter. Hinter dem kapitalen Stamm – zeigte sich da nicht ein gehörntes Haupt? Jener Schatten im Gebüsch – glich er nicht einem mächtigen, rötlichbraunen Widerrist?

Unser Nachteil, daß wir uns in Sachen Wisent so gründlich eingelesen hatten! – „Alte Stiere", heißt es bei Brehm, „scheinen ein besonderes Vergnügen darin zu finden, mit dem Menschen anzubinden." Der erzürnte Wisent strecke die bläulichrote Zunge lang heraus, rolle das blutunterlaufene Auge, grimmigen Blicks, mit beispielloser Wut stürze er auf den Gegenstand seines Zornes los…

Wahr ist aber, daß kein einziges Wildrind durch den weiten Forst trabt, um mit jemandem „anzubinden"; im Gegenteil gehört eine Menge Glück dazu, außerhalb der Winterfütterung ein Hörnerpaar zu Gesicht zu bekommen. Erst am dritten Tag, schon gegen Abend, erreichte uns der Ruf: „Ein Trupp in der Nähe!" – Schnell wie die Feuerwehr sprangen wir in den „Niwa", des Direktors komfortablen Geländewagen, und ab ging's, zunächst auf vorbildlich belegter Fahrstraße. Das mag für ein Naturschutzgebiet enttäuschend unromantisch sein, doch auch dort zählt heute die Effektivität. Früher, noch vor zwanzig Jahren, quälte sich ein Pferdegespann durch romantische Sandwege, zwei Tagereisen brauchte man von einem Ende des Territoriums bis zum anderen.

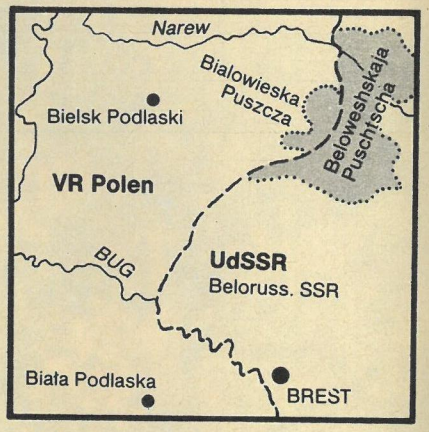
In Sicht kommt eine der ungeheuer großen Lichtungen der Puschtscha, üppiges Grün zwischen entfernten Waldrändern. Von weitem erkennen wir eine Ansammlung dunkler Punkte. Leider ganz unbeweglich. Nichts als simple Heuschober. Etwas später die gleiche Augentäuschung noch einmal. Der Wunsch als Vater des Irrtums. Aber dann… Jene Punkte sind dunkler, schwarzbraun auf der nach einem Regenguß dampfenden Wiese. Und – sie bewegen sich. Gemächlich, aber doch unverkennbar. Fünf, acht, dreizehn Stück, zwei kleinere sind auch dabei.

Der Wagen schwenkt in ihre Richtung ein, nimmt – kopfunter, Schnauze gen Himmel – einen Erddamm, stoppt schließlich bei etwa hundert Metern. Wir warten auf das Kommando zum Absitzen.

In Gedanken memoriere ich meine theoretisch fundierte Kenntnis der Wisentpsyche. Halblautes Brummen und Grunzen, das ist die gewöhnliche Unterhaltung innerhalb der Herde. Ein scharfes Prusten jedoch sollte aufhorchen lassen… Zumal Kühe mit Kälbern jederzeit für eine unerwartete Attacke gut sind. Aus schlankem Trab in Galopp fallend pflegen sie seitwärts anzugreifen, mit einem Horn von unten her…

Nein, danke, man glaubt dieses schulmäßige Emporschleudern, Aufknien, Unterdiehufetrampeln den Beschreibern auch so. Deshalb murren wir nur leise, als das Aussteigen unterbleibt. Die Direktion wünscht kein Risiko, weder für Vier-, noch für Zweibeiner. Gedeckt von ein paar Millimetern Karosserieblech nähern wir uns mit vorsichtigen Bogenlinien dem äsenden Trupp. Nach wenigen Metern immer wieder Haltepausen. Deutlicher und deutlicher rücken die massigen Leiber ins Blickfeld. Im gleichen Schritt zieht ein Weißstorch dicht hinter der Herde her. Mit bloßem Auge sind die Frösche zu erkennen, die – vom schweren Huftritt aufgeschreckt – im nimmersatten Schlund des gravitätisch ausschreitenden Vogels verschwinden. Andere Kostgänger sind gleich zu Dutzenden erschienen… Schwalben umschwärmen die Rinder wie eine Wolke, jagen nach den aus hohem Gras aufstiebenden Insekten.

Das Fahrzeug erreicht allmählich die „Zudringlichkeitsgrenze". Immer öfter unterbricht die Leitkuh ihren Imbiß, schaut zu uns herüber.



Im „Walde von Bialowies"

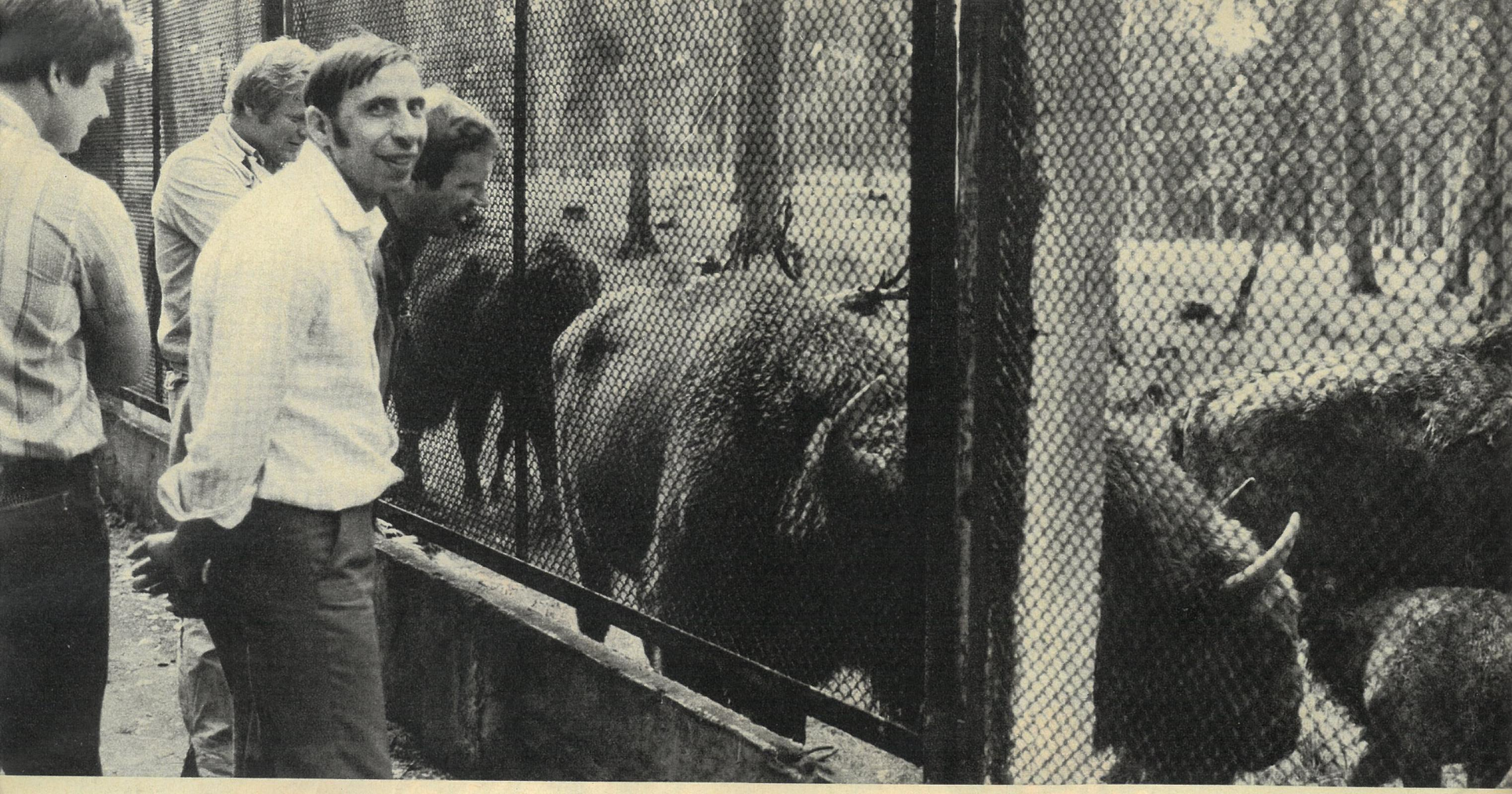
Bereits zu Anfang des 19. Jahrhunderts das einzig verbliebene natürliche Vorkommen des Wisents auf europäischem Boden
1832: 770 Exemplare
1857: fast 2000 Expl.
1863: 874 Expl.
1909: 700 Expl.
1915: 770 Expl.
1916: 150 Expl.
1919: 20 Expl.
1920: fünf Exemplare

Am 9. Februar 1921 wurde auf der Puschtscha der letzte freilebende Wisent des Flachlandes von einem „Förster" erlegt; wenige Jahre später fiel der letzte Wisent im Kaukasus einem Wilderer zum Opfer. Zuvor pflegten Landesherren die Wildbestände zu dezimieren. Eine „Hofjagd" unter August III. kostete 42 Wisenten das Leben; die Königin allein habe 20 der herrlichen Tiere erlegt und dabei die Lektüre ihres Romans kaum unterbrochen.

Dann – ein Laut (Brummen oder Prusten?); der Trupp setzt sich in Bewegung, zieht auf zehn, zwölf Schritt in langer Reihe an uns vorüber, zu einem anderen, menschen- und benzingeruchsfreien Wiesengrund.

Verlaufen alle Begegnungen so friedlich? – „Aber ja", sagt Helena Dementschuk, die Meteorologin. Auf einer solchen Wiese war sie dabei, das Winterheu zu wenden, als aus dem Wald zwanzig Wisente marschiert kamen. Geradewegs auf sie zu. Was tun? Helena entschied sich für das Verbleiben am Arbeitsplatz. Tapfer schwang sie ihre Harke weiter. Die Tiere, im Halbkreis um sie herum, schauten zu. – „Wisente sind neugierig wie die Kinder." – Als die Schar sich von den Aktivitäten zu ihrer Futterbevorratung überzeugt hatte, stapften die zottigen Riesen wieder davon, manierlich und ohne Eile.

Admiral auf Tausendgüldenkraut. 888 Pflanzenarten, darunter 35 besonders seltene, kommen im Territorium vor; Säugetiere sind mit 55, Vögel mit 210, Lurche mit 11, Kriechtiere mit 7 Arten auf den nahezu 80 000 Hektar des Schutzgebietes am Narew heimisch.



Welch fürchterlich Geschöpf,
welch schreckende Figur;
welche Muskeln – welche Sehnen!
Welch eine fremde Kreatur!
Wie ein Erden-Behemoth*,
scheinen seine Knochen Ertz,
seine Hörner würcklich Eisen…

Inschrift zu einer alten Darstellung des Wisents

* legendär: Untier in Gewässern

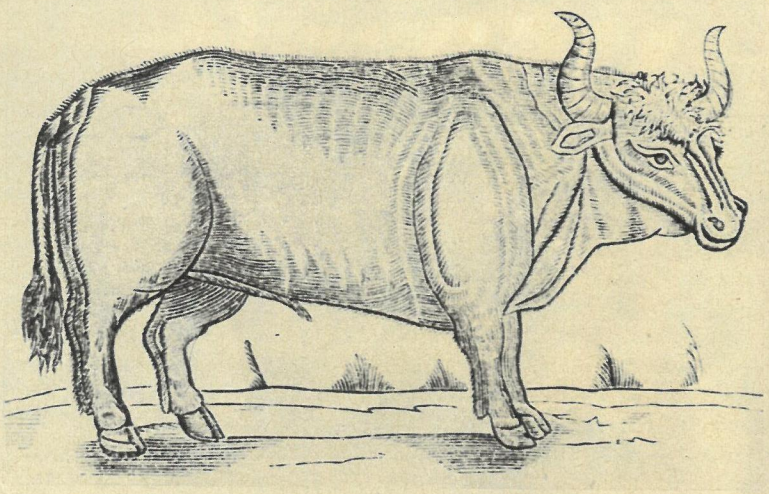
„Trotzdem, man muß auf Ausnahmen gefaßt sein," meint der erfahrene Heger. Er berichtet von einem Kollegen, der an einer Stelle im Dickicht nachsehen wollte, ob eine hochtragende Kuh ihr Kälbchen schon „gesetzt" hatte. Als er frischfröhlich ins Gebüsch eindrang, kam die Wisentmutter ihm wie eine Kanonenkugel entgegengeschossen. Der Mann hatte Glück. Nur gering beschädigt, landete er nach manegereifem Salto in einem Graben und wußte nun, was er wissen wollte… „Dem Hauptstier, der mir mit ein, zwei ‚Adjutanten' auf einer Schneise begegnet, werde ich stets den höflichen Vortritt lassen. Der weicht keinem aus!"

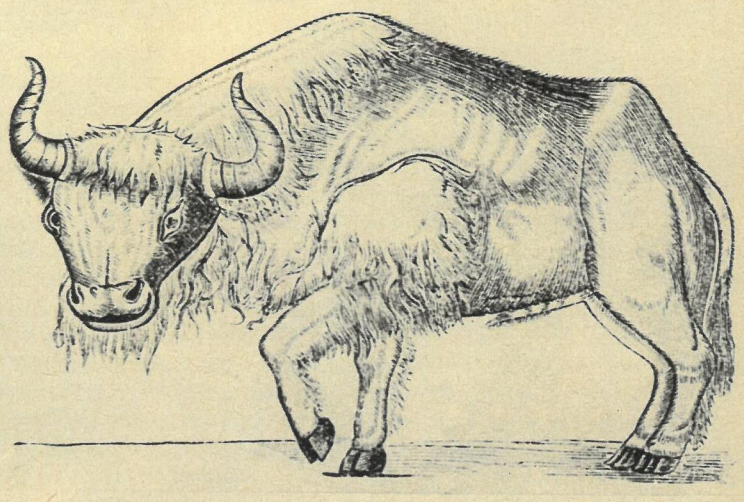
Kommt es vor, daß man auf einen Wisent schießen muß? – Oberheger Wakula: „Das gehört zum Beruf. Es sind vor allem vergreiste, bei Rivalenkämpfen schwerverwundete Tiere, denen wir diesen letzten Dienst erweisen. Für dreizehn Abschüsse benötigte ich nicht mehr als vierzehn Patronen – nur einmal saß meine Kugel nicht am tödlichen Punkt, und der Wisent nahm mich sofort an!"

Wisente sind wanderlustig, das ausgedehnte Schutzgebiet kann nicht umzäunt sein. Wie oft gehen Sie auf „Fangreise"? – „Hin und wieder sind wir hinter einem Ausreißer her." Meist ist es ein heranwachsender Stier, der nicht ahnt, wie vergeblich auf Kolchosgelände seine Suche nach einem eigenen Harem ist. Um ihn in eine schnell errichtete Gatterfalle zu locken, bietet man ihm etwas zum Naschen an. Mohrrüben, grüne Beerenruten oder milchreifes Getreide. Manchmal, bei großer Hitze, tut es schon klares, frisches Wasser. Übrigens: Wisente schwimmen auch recht gut. – Es war ein Trupp von zehn Köpfen, der unter Überwindung etlicher Wasserläufe mehr als 300 Kilometer Luftlinie zurücklegte. Die Förster jener Gegend dirigierten die Herde in die Einfriedung einer Viehfarm und betreuten sie dort als Wintergäste. Zum Frühjahr kehrten die Weitstreckenwanderer ins Reservat zurück.

Höchste Zeit, nunmehr von Bogumil zu reden. Mit seinem wuchtigen Gehörn steht er heute als präparierter Wächter am Eingang des reichhaltigen, übersichtlich gestalteten Museums pflanzlicher und tierlicher Bewohner der Puschtscha. Bogumil I., zu seinen Lebzeiten nicht weniger als 1200 kg schwer (man vergleiche diese Masse mit den 800 Kilo Durchschnittsgewicht), wurde zu einem der Stammväter des Wisentgeschlechts, das neu erblühte in den benachbarten Schutzgebieten Beloweshskaja und Białowieża diesseits und jenseits der sowjetisch-polnischen Grenze. Vielleicht sind wir draußen auf der Lichtung einem Enkel, Bogumil dem Dritten, begegnet.

Die ganze Linie leitet sich her von den wenigen Einzeltieren, die etwa ab 1925 nach dem Verschwinden der letzten freilebenden Wisente von europäischen Tierschützern aus Zoos und Privatgehegen buchstäblich zusammengefegt wurden. Daraus erwuchs, zunächst unter abenteuerlichen Einkreuzungen (bis hin zum Steppenrind!), ein kleiner Grundbestand, dessen beste, wisentähnlichste Abkommenschaft schließlich in Białowieża gesammelt wurde. Polnische Patrioten





Auerochs und Wisent (rechts) in altertümlicher Darstellung. Zu massiv erscheinen hier jedoch die in Wahrheit spitz ausgezogenen Hörner des Auerochsen.

Wisente im „Schaudienst“ (oben). Wie andere Tiere des Waldes bevölkern sie die Gehege an dem für allgemeine Besucher zugänglichen Außenweg des Schutzgebietes.

Zuständig für das Mikroklima. Helena Dementschuk, die Meteorologin, ist einen guten Teil ihres Arbeitstages unterwegs zwischen den verschiedenen Beobachtungsflächen der einzelnen Forstreviere.

Besuch bei Bogumil

waren es, die im zweiten Weltkrieg einen Teil dieser unersetzlichen Herde aus dem Gatter heraus in die Sicherheit entlegener Wälder ihrer Heimat retteten.

Fünf Wisente gegen ein gutes Dutzend Elche – so lautete der Tausch, mit dem 1946 das belorussische Reservat die eigene Zucht begann. Heute ist der Freiraum beider Schutzgebiete mit jeweils 200–250 Köpfen voll ausgelastet; Jahr für Jahr werden Jungtiere „verpackt“ und in Kisten auf die Reise geschickt – 2500 reinblütige Wisente gibt es wieder, über 1000 allein an zwanzig verschiedenen Orten der UdSSR.

In gleicher Weise gediehen ist die Zusammenarbeit sowjetischer und polnischer Biologen in den Wäldern am Bug. Gemeinsam entwikkelte man die züchterische Methodik zur Herausbildung eines „reinen“ Flachlandwisents; Konferenzen finden statt; vor der Herausgabe steht die 1978 begonnene gemeinsame Monographie (wissenschaftliche Beschreibung) der Wisente des Tieflandes. Dabei denkt der Züchter in langen Fristen… Mindestens zehn Generationen seiner Schützlinge müssen heraufkommen, ehe er hoffen darf, das Erscheinungsbild zu erblicken, das ihm vorschwebte. Kaum reicht ein Wissenschaftlerleben dafür aus… Das Gegenstück zum Beloweshsker Typ des Wildrindes wächst in fernen Tälern des Kaukasus heran: ein Wald-Gebirgswisent, der dem ausgerotteten kaukasischen Wisent, der leichteren, beweglicheren Form, möglichst ähnlich werden soll…

Erlebnis Beloweshskaja. Der schier unendliche, in seinem Bestand immer wieder wechselnde Wald, die Gräserteppiche der Feuchtwiesen, die zahllosen, vom Menschen regulierten Wasserläufe – sie prägen diese Landschaft. Düsteren, flechtenbehangenen Fichtenversammlungen folgen ehrwürdige Heidelbeer-Kiefernwälder (drei Fünftel aller Bäume sind über zweihundert Jahre alt). Über Hochmooren erhebt sich da und dort eine einsame Säulenkiefer. Bald verschwindet der Fußsteig zwischen schwarzen Erlen, bald nehmen lichtgrüne Eichenhaine ihn auf. Nicht selten endet der Pfad vor einem Revier, das weder ein Heger noch einer der Wissenschaftler betreten darf. Dort,

ишь только состоялся раздѣлъ Польши, Императрица Екатерина пожаловала изъ бывшаго королевскаго Бѣловѣжскаго имѣнія значительные лѣсные участки своимъ сподвижникамъ, участвовавшимъ и не участвовавшимъ въ покореніи края. Съ восточной стороны, захвативъ глубоко середину, изъ Бѣловѣжской дачи вырѣзали 20.000 десятинъ графу Румянцеву и тѣмъ навсегда испортили ея очертанія, крайне затруднивъ веденіе охотничьяго хозяйства. Наслѣдники Румянцева скоро

Einleitung zu einer alten Chronik. Im Text wird beklagt, daß Zarin Katharina große Stücke des Urwaldes an Günstlinge vergab und so nur ein Rest der unberührten Landschaft für die Nachwelt erhalten blieb.

AUEROCHS (Ur)
Etwa gleichzeitig mit Wisent seit etwa 100 000 Jahren (Pliozän) durch Knochenreste nachzuweisen – einst über ganz Eurasien und einen Küstenstrich Nordafrikas verbreitet – Wildrind auf verhältnismäßig hohen Beinen, Haar kurz und glatt; Stiere schwarz mit hellem Aalstrich, Maul weißlich eingefaßt, Kühe braunrot, Kälber fahl rötlich (vielleicht auch langhaarige Unterarten), Hörner waagerecht vorwärts, teilweise sogar abwärts, gebogen; Hornbasis hell, Spitzen dunkel – um 1650 in Europa endgültig ausgerottet. Wissenschaftler schließen die Existenz eines Restbestandes im Dschungel zwischen Thailand und Kampuchea nicht aus – der Ur, trotz oft geschilderter Wildheit, erwies sich als zähmbar; er gilt heute als alleiniger Stammvater aller Hausrinder – in neuerer Zeit Rückzüchtung (Wiederherstellung des äußeren Erscheinungsbildes) aus „altertümlichen“ Rassen, wie Schottischem Hochlandrind, Korsischem Gebirgsrind und Andalusischen Kampfrindern.

---

zwischen entwurzelten, vom Blitz gespaltenen Bäumen, im undurchdringlich scheinenden Dickicht von Beerensträuchern, bringen die Mütter der Hirsche und der Wisente ihren Nachwuchs zur Welt, dort pirscht der Luchs, schwärmen wilde Bienen, findet der alte, in allen Schlichen erfahrene Auerhahn sein heimlichstes Versteck.

Es heißt, daß bei starkem Sturm das Rauschen der Wipfel Dutzende Kilometer im Umkreis der Puschtscha zu vernehmen wäre – geradezu überwältigend aber ist die Stille inmitten dieser Wälder. Unter goldener Herbstsonne ruht der See, der sich demnächst einen Eingriff des Menschen gefallen lassen muß…

Das hinter Waldsäumen allmählich verlandende Gewässer wird „rekonstruiert". Faulschlamm ist auszuheben, Ufer sind zu entkrauten, damit der Wasserspeicher seine Aufgabe besser erfüllt, Vögeln mehr Nistgelegenheit, allem Haarwild sichere Tränke bietet.

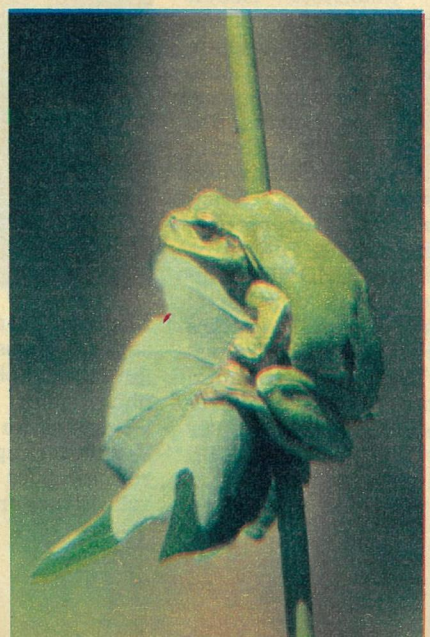
Allerdings, ohne einige Störung geht solcher Umsturz des Gewachsenen nicht ab. Monate ziehen ins Land, bis die genäschige Birkhenne wieder ihre Tunnel im Unterwuchs beläuft ... die Walderdbeere neue Ranken über zerwühltem Boden spannt, die Krause Glucke Riesenknollen hervorbringt... und der wie Lack glänzende Laubfrosch hier im Ried auf Ansitz klettert.

☆

Vielleicht wird der Gewinn für die Natur am Ende noch größer sein als erwartet. Womöglich findet die selten gewordene Sumpfschildkröte Gefallen an dem verjüngten Gewässer? Oder Biber siedeln sich an? Die nächtlich scheuen Nager sind im Territorium so vertraut, daß sie sich – entgegen mancher Lehrmeinung – am hellerlichten Tage die Sonne auf die Schwarte brennen lassen. Doch wer sie belauschen will, der muß wie Winnetou auf leisen Sohlen nahen. Ein knackendes Ästchen, und schon springt die ganze Gesellschaft mit einem Wuppdich kopfüber in die Flut, verschwindet auf einer schräg in die Tiefe führenden Blasenbahn. Auch uns blieb davor nur das Nachsehen.

Besuch bei Bogumil

Dieser Beitrag entstand mit freundschaftlicher Unterstützung der sowjetischen Presseagentur NOWOSTI



● Wörtlich

Ich dachte immer, SDI sollte uns vor sowjetischen Raketen schützen. Nun hatten wir die Gelegenheit, diese am Verhandlungstisch wegzuverhandeln. Doch da wird mir gesagt, wir brauchen SDI mehr als die eigentlich bereits wegverhandelten sowjetischen Raketen. Das verstehe, wer will.

Sam Nunn, USA-Senator

● Kurz berichtet

In der arktischen Siedlung Dixon an der Küste des Eismeeres wurde die nördlichste Gemäldegalerie der Sowjetunion eröffnet. Die Exposition besteht aus Grafiken, in denen Landschaften des hohen Nordens festgehalten sind, sowie aus Bildnissen von Einwohnern der Arktis – alles Geschenke des Künstlerverbandes der RSFSR.

Im letzten Jahr wurde in der laotischen Provinz Champassak die Anbaufläche des Gewürzes Kardamon um das Anderthalbfache vergrößert. Bis 1990 soll die Ernte dieser wertvollen Exportkultur verdoppelt werden. Das verhältnismäßig trockene Klima und der fruchtbare Boden von Champassak begünstigen sowohl den Anbau von Gewürzen als auch von tropischen Früchten, Kaffee und Zuckerrohr.

Regenwürmer sind frostbeständige Tiere – dies ergaben erste systematische Forschungen im Magadaner Institut für biologische Probleme des Nordens. Die Hälfte aller Versuchstiere hatte dabei Temperaturen von minus 30 Grad Celsius überlebt.

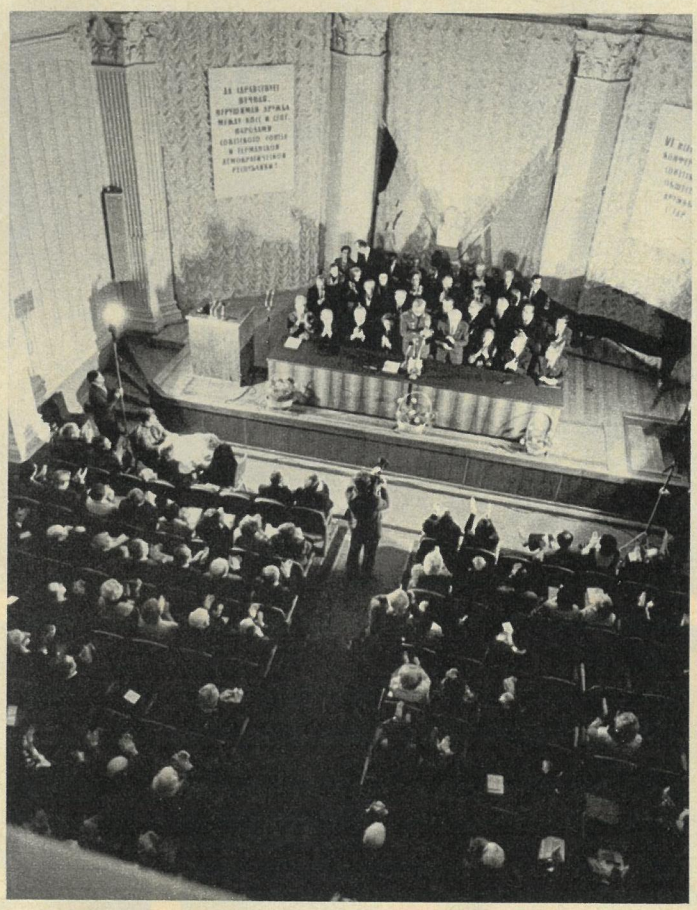
Eine zweijährige Expedition entlang der Chinesischen Mauer erbrachte jetzt eine genaue Längenmessung des grandiosen Bauwerks – 6450 Kilometer. Die drei jungen Forscher entdeckten auf ihrem Marsch rund 100 früher unbekannte Grenzzeichen und Obelisken.

Seit 1985 wurde im zentralen Krankenhaus der finnischen Stadt Lahti Lasertechnik aus der UdSSR bei bisher 40 Operationen eingesetzt. Die sowjetischen Geräte werden hauptsächlich in der Neurochirurgie und der Gynäkologie verwendet.

Nahe der Budapester Margarethenbrücke wurde jetzt eine Bombe aus dem zweiten Weltkrieg entdeckt. Taucher der ungarischen Volksarmee bargen den 230 Kilogramm schweren und ein Meter langen Sprengkörper aus der Donau.

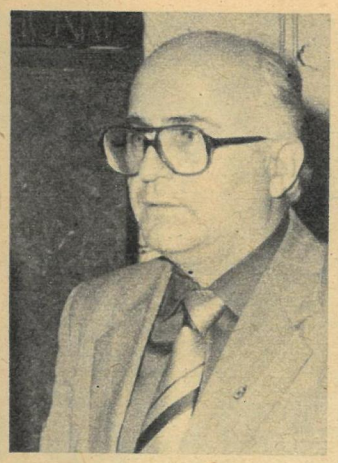
Im Zeichen der Taube

Eine modellierte Friedenstaube stand auf dem Präsidiumstisch vor Anatoli Filiptschenko, als der Fliegerkosmonaut, Vizepräsident der sowjetischen Gesellschaft für Freundschaft mit der DDR, in Moskau die Allunionskonferenz – die 6. in der 28jährigen Geschichte der Gesellschaft – eröffnete (Foto rechts). Die über 260 Delegierten aus allen Teilen des Sowjetlandes waren die gewählten Vertreter von rund 3000 Kollektivmitgliedern der Gesellschaft – Industriebetrieben, Kolchosen, Forschungsinstituten, Hoch- und Fachschulen von Wladiwostok bis Brest. Sie zogen Bilanz über die in den vergangenen fünf Jahren geleistete Arbeit und steckten die neuen Ziele für das kommende Jahrfünft ab. Die Taube hatte eine Abordnung aus der DDR unter Leitung des Präsidenten der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, Erich Mückenberger, überreicht. Das Mitglied des Politbüros des ZK der SED übermittelte den Dank der Partei und ihres Generalsekretärs Erich Honecker für die bisherige Tätigkeit, verbunden mit den brüderlichsten Grüßen und Wünschen. „Unser Bruderbund wurde im Kampf geboren und festigt sich weiterhin in den



Kämpfen unserer Zeit", sagte Genosse Mückenberger und hob hervor, daß nach dem Treffen von Reykjavik im Kampf um die Verhinderung eines atomaren Infernos ein neuer Abschnitt begonnen hat. Jetzt komme es darauf an, die sozialistische Gemeinschaft, fest geschart um die Sowjetunion, noch mehr zu stärken. „Die Mitglieder unserer Freundschaftsgesellschaft in der DDR haben sich die Losung zu eigen gemacht: ‚Mein Arbeitsplatz ist mein Kampfplatz für den Frieden.'" Delegierte aus der Belorussischen SSR griffen diesen Gedanken auf. Sie berichteten, daß die Werktätigen ihrer Republik, die Mitglieder der Gesellschaft sind, den Kampf um den Titel „Kollektiv der Freundschaft mit der DDR" führen. Eine Initiative, die sich ausweiten wird. Als Genosse Mückenberger die Friedenstaube übergab, erzählte er, daß sie von Kindern des Keramikzirkels im Haus der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft in Leipzig geschaffen worden ist. „Und die Kinder haben mir einen Brief an die Konferenz mitgegeben: ‚Liebe Freunde! Wir Kinder, Mitglieder eines Volkskunstzirkels in der DDR, haben mit unseren Händen diese Skulptur geschaffen. Weil wir den Frieden lieben und auch einen Beitrag leisten wollen, damit in der Welt Frieden wird und alle Völker sich verstehen…'" Die Delegierten wählten als neuen Vorsitzenden der Gesellschaft für Freundschaft mit der DDR: August Voss, Vorsitzender des Nationalitätensowjets des Obersten Sowjets der UdSSR. Unser Foto zeigt ihn im Gespräch mit Erich Mückenberger.

Dietrich Pätzold (Text)
Volkmar Billeb (Fotos)



Pläne für das Jubiläumsjahr

Auskünfte für FREIE WELT gab Leopold Wohlert, Direktor des Zentralen Hauses der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft in Berlin.

Ein lang gehegter Wunsch von Ihnen und Ihren Mitarbeitern hat Erfüllung gefunden: Ins Haus am Kastanienwäldchen sind Bauleute eingezogen.

Ja, zwar werden Reparaturen und Restaurierungen bereits seit mehreren Jahren vorgenommen, doch 1986 kamen Bauarbeiter, besonders aus Sondershausen, die uns umfassend helfen – vom Keller bis zum Dach. Alles dient der Erhöhung der Funktionsfähigkeit des Hauses und der Bequemlichkeit unserer Gäste. Auch die Lebens- und Arbeitsbedingungen für die Mitarbeiter werden in allen Etagen besser.

Könnten Sie dafür ein paar Beispiele nennen?

Gern. Durch den Ausbau eines Lichthofes werden Räume gewonnen. Dadurch wird die Raumsituation sowohl für die Mitarbeiter als auch für die Veranstaltungstätigkeit verbessert. Die Garderobe hat nun einen Marmorfußboden, die neue Beleuchtung wird durch ihre künstlerische Ausgestaltung zu einem schönen Detail unseres Hauses. Charakteristisch für alle Baumaßnahmen ist das Bestreben, mehr Kultur und Ästhetik als Umfeld für unsere propagandistische und künstlerische Arbeit zu erreichen. Das wird sich ebenso in den Ausstellungsräumen, in der Gaststätte „Kalinka“ wie im Kinosaal zeigen.

Und wie sieht es mit der Erbepflege aus?

Selbstredend verfolgen wir mit den Bauleuten auch das Ziel, den klassizistischen Stil unseres Hauses zu erhalten oder wiederherzustellen, den das ehemalige Barockgebäude nach Entwürfen des Schinkel-Mitarbeiters Heinrich Bürde durch den Umbau 1863 erhalten hatte.

Das Haus am Kastanienwäldchen wird sich also nach der Rekonstruktion als ein architektonisches Schmuckstück harmonisch in das Ensemble Unter den Linden einfügen.

Ja, denn unser Haus ist ein Stück Berlin und möchte sich den Berlinern und ihren Gästen im Jubiläumsjahr ’87 von seiner besten Seite zeigen.

Dafür gibt es, was den Geburtstag unserer Hauptstadt betrifft, sicher schon Pläne.

Natürlich, wir haben beispielsweise mehrere Dutzend berlinspezifische Veranstaltungen vorgesehen. Darunter solche, die es den sowjetischen Gästen möglich machen, auf originelle Weise Informationen über Geschichte, Gegenwart und Zukunft unserer Stadt zu erhalten. Dabei soll der Spaß nicht zu kurz kommen und auch nicht der Gaumen.

Ein anderes bedeutendes Jubiläum steht 1987 ins Haus.

Ja, der 70. Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution. Wir zeigen zum Jubiläum eine mit dem Museum für Deutsche Geschichte gestaltete Ausstellung sowie eine Exposition – gemeinsam mit dem Kulturbund – zum Werden und Wachsen der deutsch-sowjetischen Kulturbeziehungen von den Anfängen bis zur Gegenwart. Unser ständiges Anliegen jedoch ist das große Thema des Friedenskampfes, die Popularisierung der Friedenspolitik der Sowjetunion und unserer Republik sowie die daraus resultierenden Konsequenzen für jeden Bürger.

Neben den vielen bedeutenden Jubiläen des nächsten Jahres gibt es für Ihr Haus noch ein ganz spezielles…

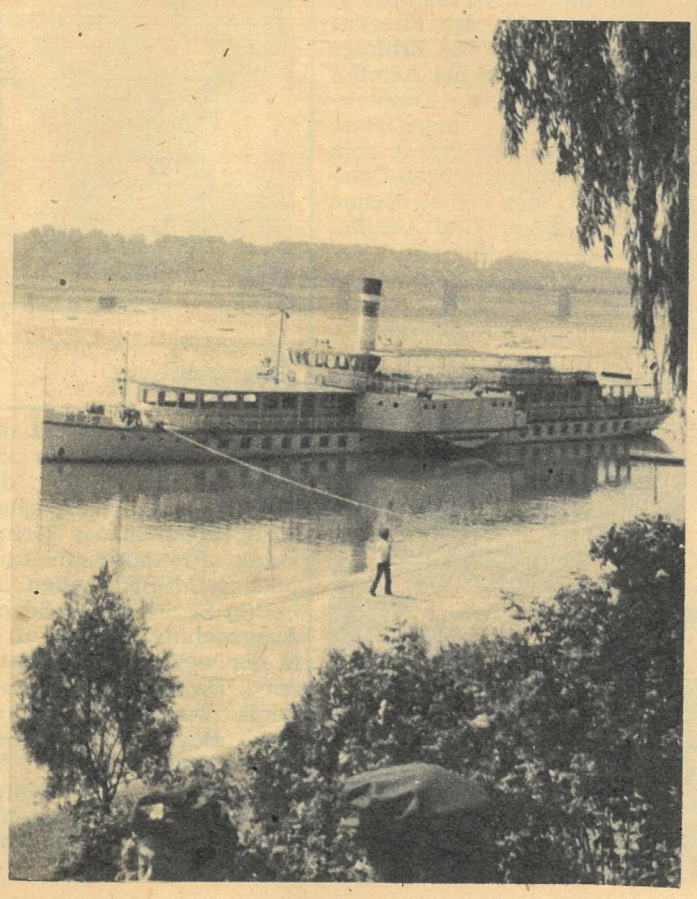
…und das ist am 28. Februar. An jenem Tag vor 40 Jahren wurde das einstige Palais vom damaligen sowjetischen Stadtkommandanten General Kotikow den Berlinern als „Haus der Kultur der Sowjetunion“ übergeben. Seit 1950 ist es Zentrales Haus der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft. Ein Haus freundschaftlicher Begegnungen. Und wir sind froh, daß unsere jährlich etwa 200 000 Besucher häufig sowjetische Künstler, Diplomaten, Militärs, Wissenschaftler und andere Fachleute erleben können.

Interview:
Horst Goldschmidt

Elbdampfer koreanisch

Habe ich recht gesehen? Ich traue meinen Augen nicht: Ein historischer Schaufelraddampfer wie bei uns in Dresden auf dem Tedonggang in Phjòngjang? Mein Erstaunen amüsiert meine koreanischen Gastgeber offenbar. Sie bestätigen mir, daß ich richtig gesehen habe und fügen sachkundig hinzu, eine Dampferfahrt von Dresden zur Bastei gehöre doch wohl zu den Attraktionen, die die Elbmetropole zu bieten habe. Auch Kim Il Sung, Generalsekretär des ZK der PdAK und Präsident der KDVR, habe während seines Freundschaftsbesuches in der DDR 1984 einen solchen Ausflug unternommen. Von dieser Dampferfahrt mit einem der historischen Schnaufer seien die koreanischen Gäste so angetan gewesen, daß sie nach ihrer Rückkehr beschlossen, auch Phjòngjang solle eine Weiße Flotte bekommen. Immerhin ist die Hauptstadt der KDVR eingebettet in eine reizvolle Berglandschaft, durch die sich der Tedonggang, mal schmal verengt, mal weit ausufernd, schlängelt. Inzwischen ist es soweit: Auch die Phjòngjanger können die Schönheiten der näheren Umgebung ihrer Hauptstadt vom Dampfer aus genießen. Ein erstes Schiff, die „Phjòngjang Nr. 1“, hat am Anlegesteg im Zentrum der Stadt, zwischen Tschutsche-Turm und Großem Bildungspalast des Volkes, festgemacht. Neben Bahn und Bus besuchen die Hauptstädter oder ihre Gäste nun auch per Schiff beispielsweise den vor den Toren der Stadt gelegenen Vergnügungspark Manjongdä, wo eine riesige Achterbahn mit Überschlag, ein Riesenrad, verschiedene Karussells, eine Seilbahn sowie Schießbuden jung und alt zu einem Besuch anlocken. Diese Dampferfahrt hat für die Koreaner einen besonderen exotischen Reiz, denn bei der „Phjòngjang Nr. 1“ handelt es sich um den orginalgetreuen Nachbau eines historischen Dresdner Elbdampfers. Alle notwendigen Konstruktionsunterlagen wurden von der DDR zur Verfügung gestellt. Jedes Detail, von der Dampfmaschine im Bauch des Schiffes bis zum Steuerrad auf der Kommandobrücke, wurde dem Dresdner Vorbild nachgestaltet. Übrigens, daß die „Phjòngjang“ die Nummer 1 im Schiffsnamen führt, deutet auf den festen Plan hin, in den nächsten Jahren eine ganze Flottille solcher Raddampfer vom Stapel zu lassen. Dann wird die Hauptstadt der KDVR tatsächlich ihre Weiße Flotte haben. Die Entscheidung für das historische Dresdner Vorbild wurde allerdings nicht allein von den freundschaftlichen Bindungen zu unserem Land getragen: Der Tedonggang ist an den Stellen, wo er sich bis zu mehreren hundert Metern ausweitet, so flach, daß dort einfach nur Raddampfer passieren können.

Hartmut Kohlmetz



Lesehunger und Wissensdurst

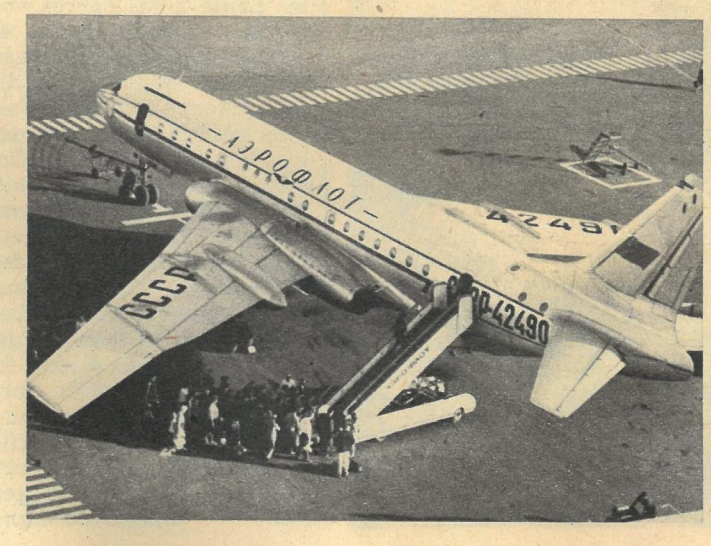
Nach Angaben der UNESCO ist die Sowjetunion das lesefreudigste Land der Welt. Diese Beobachtung hat wohl auch jeder machen können, der dort einmal zu Gast war. Denn wahrscheinlich nirgendwo sonst wird selbst in der Öffentlichkeit so viel gelesen wie in den sowjetischen Städten: in der Metro, in Bus und Straßenbahn, in Parks und sogar auf den ungewöhnlich langen Rolltreppen. Vor 1917 wäre dieses Erscheinungsbild in jeder Beziehung undenkbar gewesen – 72 Prozent der Bevölkerung zwischen neun und neunundvierzig Jahren waren Analphabeten; bei den Völkern Mittelasiens und des hohen Nordens lag diese Zahl noch weit höher. Unter der Sowjetmacht erhielten fast 50 Völker erstmals in ihrer Geschichte ein eigenes Schrifttum; heute erscheinen im Vielvölkerstaat Druckerzeugnisse in 89 Sprachen. Seit der Gründung der UdSSR im Jahre 1922 sind rund dreieinhalb Millionen Buch- und Broschürentitel mit einer Gesamtauflage von nahezu 60 Milliarden Exemplaren herausgegeben worden. Der Anteil der Belletristik und der Kinderliteratur am Gesamtvolumen der Buchproduktion beträgt heute über 50 Prozent, das sind jährlich etwa eine Milliarde Exemplare. Allein in den rund 370 000 Bibliotheken der Städte stehen den lesehungrigen Sowjetbürgern – mehr als 200 Millionen sind hier als ständige Leser eingeschrieben – rund fünf Milliarden Bände zur Ausleihe zur Verfügung. Doch nicht nur in den Städten, auch in den ländlichen Gebieten ist die Lesefreudigkeit der Menschen enorm. Untersuchungen ergaben, daß 90 Prozent der Dorfbewohner regelmäßig zum Buch greifen; etwa 800 Millionen Bücher werden im Laufe eines Jahres von ihnen „verschlungen“. 45 Millionen Menschen nutzen die 95 000 Bibliotheken, die es auf dem Lande gibt. Fast unerschöpflich ist auch der Fundus der Familienbibliotheken, die im Durchschnitt 700 Bände umfassen. Statistischen Erhebungen zufolge haben 90 Prozent der sowjetischen Familien insgesamt mehr als 35 Milliarden Bücher in ihren Regalen stehen. Viele dieser eifrigen Sammler stellen ihre Schätze heute bereits der Öffentlichkeit zur Verfügung, leihen sie anderen Lese- und Wissensdurstigen aus.

Gaby Wehrmann

Letzte Landung einer Legende

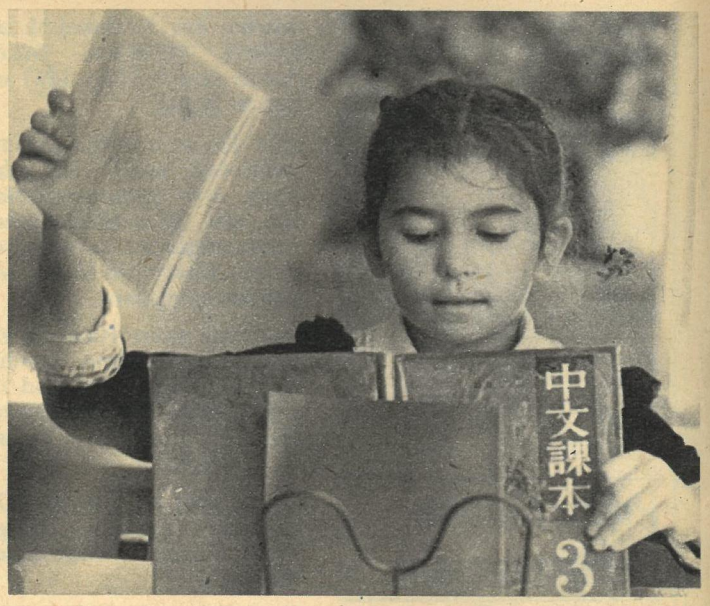
Multi-Flugmillionär Konstantin Sapelkin macht den letzten Start per Fuß mit. Schnellen Schritts läuft er neben der Piste her, als die Maschine anrollt, die sich und ihn vor dreißig Jahren weltberühmt machte. Nach altem Fliegerbrauch grüßt er und winkt der Besatzung zu. Irgend etwas ruft er in das brüllende Getöse der Turbinen. Aeroflots letzte Tu 104 (Foto unten) verläßt Wnukowo, jenen Moskauer Flughafen, von dem Tupolews Überraschungskonstruktion einst zu spektakulären Auslandstrips nach Westeuropa und Nordamerika aufstieg. Nun nimmt sie Kurs auf Uljanowsk an der Wolga, um dort zur allerletzten Landung anzuschweben. Die Zwillingsmaschine dieser Tu 104 steht schon längst unbeweglich als Denkmal vor den Toren Wnukowos. Auf einem Betonsockel seit dem Herbst 1976, dem zwanzigsten Jahrestag des „Düsenluftverkehrs", der mit Tupolews erstem Passagierjet aus der Taufe gehoben wurde. – Sapelkin wendet sich beim Abschiedsflug mit bemerkenswerten Worten an Aeroflots Düsenveteranen: „Mit der Tu 104 haben wir zwei Barrieren in der Luftfahrt durchstoßen. Eine psychologische und eine sprachliche. Wir gewöhnten uns und die Passagiere rasch an die neue Art des Fliegens. Mit der Tu 104 wuchs zugleich unser internationales Routennetz beträchtlich, und von der klaren Verständigung zwischen Besatzung und Bodenpersonal überall in der Welt hing dann die Sicherheit jeder Reise ab." Der Motorenlärm der letzten legendären Tupolew war verstummt, da fügt Sapelkin seiner Rede hinzu: „Mit dieser Maschine haben wir zwar nicht die Schallmauer durchstoßen. Aber eines ist uns in diesem bewegenden Augenblick klar geworden: Die Zeit fliegt eben schneller als der Schall. Nun landet unsere Tu 104 endgültig im Museum." Tupolews Silberpfeil (ihr Schöpfer: Foto oben) wird seinen Platz im RGW-Flugausbildungszentrum finden. Nicht nur als museales Erinnerungsstück, sondern auch als eindrucksvolles Anschauungsmodell im Lehrfach „Luftverkehrsgeschichte". Und Geschichte schrieb sie. Sechsundzwanzig Luftfahrt-Weltrekorde erzielten sowjetische Piloten mit dieser Serienmaschine und einen glänzenden Flugdienstrekord: Achtundachtzig Millionen Passagiere reisten mit der Tupolew. Diese Rekordzahlen der Tu 104 haben inzwischen andere Aeroflot-Liner überboten. Aber ein Erfolg des Uljanowsker Museumsexponates wird unangetastet bleiben: Mit der Tu 104 begann die neue Art des Fliegens für Millionen. Die Erbfolge der Tu 104 hat bei Aeroflot ebenfalls eine Tupolew-Konstruktion angetreten: die Tu 154. Sie wurde zum neuen Mittelstrecken-Standardjet des sowjetischen Luftverkehrs. Und Aeroflot meldet von ihr neue Rekordergebnisse: Über eine halbe Milliarde Passagiere.

Karl-Heinz Eyermann



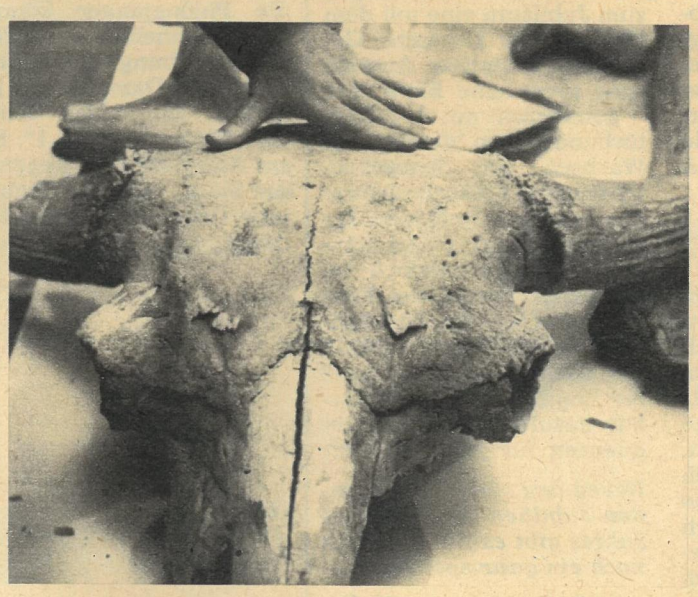
Gelernt

Bereits seit zwanzig Jahren steht Chinesisch auf dem Lehrplan der Oberschule Nr. 48 in der fernöstlichen Großstadt Chabarowsk. Der Unterricht beginnt schon in der 1. Klasse. Für manche Absolventen war dieses Fach entscheidend für die Berufswahl. So sind Konstantin Bogoljubow, Alexander Kusnezow und Juri Soldatow jetzt an ihrer ehemaligen Schule als Chinesisch-Lehrer tätig. Die jungen Pädagogen haben mehrere Zirkel organisiert, um ihre Schüler mit Literatur, Geschichte und Kultur Chinas vertraut zu machen.



Geforscht

Dreißig Jahre alt wurde das Forschungsinstitut für Schweinezucht im bulgarischen Schumen. Hier werden Rassen gezüchtet, die in all ihren Eigenschaften den Anforderungen industriemäßiger Haltung und Fütterung entsprechen. Eine Hauptaufgabe der Wissenschaftler besteht darin, hochleistungsfähige Hybridformen für den Bedarf des ganzen Landes zu schaffen. Jedes der Versuchstiere bekommt übrigens seine individuelle Kennziffer.

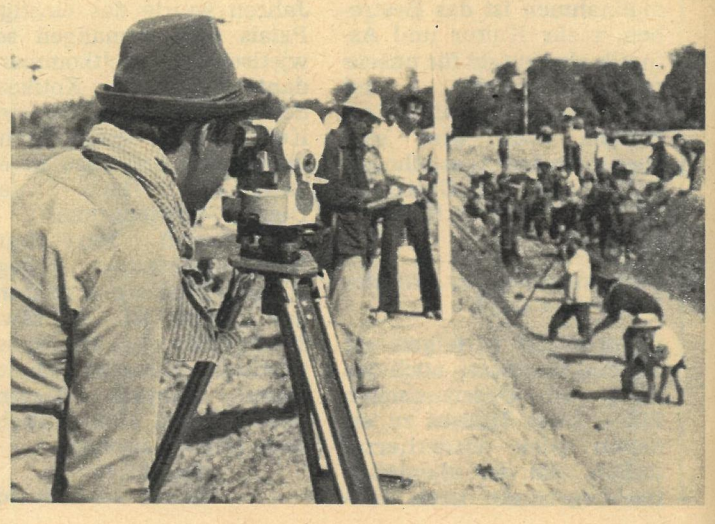


Gefunden

Das ist der wohlerhaltene Schädel eines primitiven Bisons, der mit seinem kräftigen Gehörn vor ungefähr 60 000 Jahren in den Donau-Niederungen lebte. Insgesamt gehören zu dem Fund, den ein Schwimmbagger zwischen Bölcske und Dunaföldvár in Zentralungarn zutage förderte, die Überreste von drei prähistorischen Tieren. Außer dem Bisonschädel befindet sich darunter die Geweihstange eines altertümlichen Hirsches und ein Knochenbruchstück von einem Mammut.

Gegraben

Zügig ausgebaut wird das Bewässerungsnetz für die Landwirtschaft in der Volksrepublik Kampuchea. 50 Absolventen des Technikums „Freundschaft Kampuchea-UdSSR" helfen dabei im Bezirk Preah Sdach. Ausgedehnte Flächen, u. a. in der weiteren Umgebung der Hauptstadt Phnom Penh, wurden bereits an das Bewässerungssystem angeschlossen. Trotz der Tockenheit in einigen Landesteilen ist insgesamt mit einer guten Reisernte zu rechnen.



Polit-Horror in Serie

Anfang 1987 will die US-Fernsehgesellschaft ABC per Bildschirm ihren Zuschauern in die Wohnstuben bringen, was in einem Dutzend Jahren mögliche, ja wahrscheinliche Realität sein könnte: Dieweil die Menschheit das 2. Jahrtausend unserer Zeitrechnung vollendet, sind die USA auf dem bisherigen Tiefpunkt ihrer Geschichte angelangt. Ein – selbstverständlich heimtückischer – Nuklearangriff hat „Gottes eigenes Land" niedergeworfen. Es wimmelt von – natürlich sowjetischen – Besatzungstruppen, während im zufällig erhalten gebliebenen Weißen Haus zu Washington ein Proforma-Präsident sitzt, der notabene nichts anderes ist als eine Moskauer Marionette. Die einstmals so freien US-Bürger sind entrechtet, müssen hungern, die Besatzer hingegen, die hohnlachend auch noch die Blauhelme einer UNO-Friedenstruppe tragen und statt der roten die UNO-Flagge schwenken, morden, brandschatzen, plündern und schänden, daß einem schier der Herzschlag stocken kann. Indes – während viele die freigebig dargereichten Alkoholika und Drogen schlucken, nimmt der Superheld David Milford, eine angereicherte Neuausgabe des sattsam bekannten Hollywood-Herkules „Rambo", mit seinen Gefährten entschlossen den Kampf auf, um „den Geist Amerikas wiederherzustellen". Wie das ausgeht, versteht sich von selbst. Zwölf Stunden in Serie soll dieser Polit-Horror dauern, den man rührig bereits jetzt im Ausland zum Kauf anbietet; auch eine BRD-Fernsehanstalt zeigte schon Interesse. Offenbar verfügen die Einpeitscher der Hochrüstung, insbesondere des SDI-Projekts, die notorischen Feinde der Abrüstung angesichts der konkreten sowjetischen Vorschläge über keine logischen Argumente mehr. Deshalb versucht man, mit der Verbreitung von Schreckensvisionen Emotionen hervorzurufen, die die vielfältigen Stimmen der Vernunft übertönen sollen. „Ist dies schon Tollheit, hat es doch Methode", heißt es bereits in Shakespeares „Hamlet". Eine Methode, der sich der militärisch-industrielle Komplex, dessen Gefilz – wie man wiederum sieht – bis in die Massenmedien reicht, nicht zum ersten Mal bedient.

Horst Schötzki

Leidenschaft kaukasisch

Obwohl sie nicht die ersten kaukasischen Künstler waren, die ich sah, gelang es dem Staatlichen Tanzensemble „Wainach" der Tschetscheno-Inguschischen ASSR, mich restlos zu begeistern. Und nicht nur mich. Vier Wochen lang war das Ensemble in der DDR unterwegs, in den Bezirken Berlin, Neubrandenburg, Cottbus, Gera, Magdeburg, Rostock, Schwerin, Erfurt, Leipzig, Halle, Suhl – mit insgesamt sechzehn Vorstellungen. Mir ganz und gar unbegreiflich, wie das Menisken, Kniescheiben, Ellenbogenknochen, Fußspitzen (in den berühmten hauchdünnen Saffianstiefeln) durchzuhalten vermögen. Beim Auftritt im Berliner Maxim Gorki Theater war ich (beim Eintanzen) auf der Bühne, während der Vorstellung im Zuschauerraum, in der Pause auf Stimmenfang, nach der Vorstellung hinter der Bühne. Auf der Bühne: Topa Elembajew, der künstlerische Leiter und Chefballettmeister des Ensembles. Er sagt mir, daß sich die Tschetschenen und Inguschen gemeinsam Wainachen nennen. „‚Wainach' wurde 1939 gegründet, das Ensemble hat es sich zur Aufgabe gemacht, die historischen Traditionen der Tänze, Lieder und Legenden unserer beiden Völker zu hegen und zu pflegen."
Im Zuschauerraum: Nach jedem Tanz großer Beifall. (Umar Dimajew, Volkskünstler der Tschetschenо-Inguschischen ASSR: „So temperamentvoll habe ich mir die Berliner nun wirklich nicht vorgestellt.")
In der Pause: Ich frage junge und alte Zuschauer –, so einen Heizer, eine Schülerin, einen Ofensetzer, einen Rentner, einen Hochschullehrer, einen türkischen Regisseur, einen Bauarbeiter. Alle sind hingerissen von den Tänzen, dem Farbenreichtum der – vor allem orientalischen – Kostüme, der rassigen Schönheit der Frauen und – Männer (Meister der Choreographie ist Machmud Esambajew, Volkskünstler der RSFSR). Aber: Keiner weiß mehr über die Tschetschenen und Inguschen als dies: Es sind Völker aus dem Kaukasus. Hinter der Bühne: Alle Ensemblemitglieder sind lauthals glücklich. „Wenn wir nur halb so gut waren wie Ihr Publikum", sagt Sulai Sadarlowa, Verdiente Volkskünstlerin der Tschetscheno-Inguschischen ASSR, „dann waren wir gar nicht schlecht." Und der Minister für Kultur der ASSR der Tschetschenen und Inguschen, Genosse Kindalrow, bittet mich: „Begleiten Sie uns morgen durch Berlin, ich möchte, daß Sie sehen, daß alle Ensemblemitglieder moderne junge Leute sind. Wir kommen zwar aus den Bergen, leben zum Teil 2800 Meter hoch, aber wir leben dennoch nicht hinter den sieben Bergen." Wovon ich mich anderntags beim improvisierten Tanz vor dem Schauspielhaus – siehe Foto – überzeugen kann. Bliebe noch nachzutragen, daß die ASSR der Tschetschenen (756 000 Menschen) und Inguschen (186 000) eine Größe von 19 300 Quadratkilometern hat. Wenn sie auch malerisch zwischen den schneebedeckten Höhen und den weiten Ebenen des Kaukasus gelegen ist, so ist sie heute auch eine ASSR mit großen Industriebetrieben und entwickelter Landwirtschaft. Erinnert sei daran, daß die Tschetschenen und Inguschen 1982 mit einer Sonderausstellung zur Leipziger Messe weilten und für viele Erzeugnisse Goldmedaillen mit nach Hause nahmen. 1987 werden wir die Tschetschenen und Inguschen innerhalb unserer Serie „Völkerschaften der UdSSR" ausführlicher vorstellen.

Gisela Reller

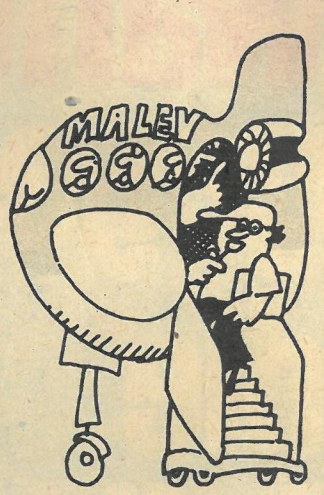
● Gut gesagt

Die Dichtung muß das Beste im Menschen wecken, alle seine seelischen Erregungen beflügeln, ihn vor Banalität und Geschmacklosigkeit schützen, ihn zwingen, über die Erscheinungen seiner Zeit nachzudenken.

Jewgeni Winokurow, Lyriker (UdSSR)

● Am Rande

Mit dem Winterflugplan hat die ungarische Fluggesellschaft MALEV auf Kurzstrecken elf Nichtraucherflüge eingeführt. Damit starke Raucher die 15 bis 20 Minuten Abstinenz überbrücken können, werden Kaugummi, Süßigkeiten und Tee serviert. – Gesunder Flug statt Lungen-Zug.



● Persönliches

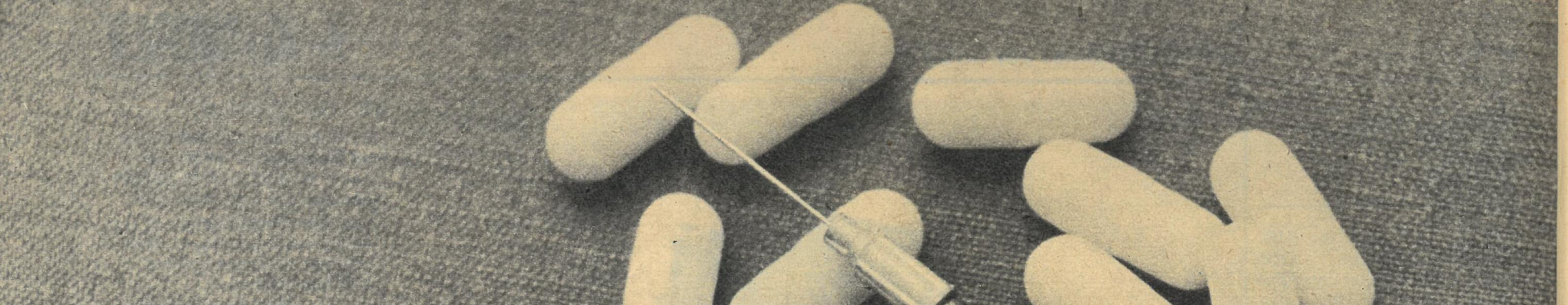
Als Glückspilz ersten Ranges gilt in der westukrainischen Stadt Rowno der Schweißer Alexander Ryshik. Er überlebte den Sturz aus mehr als 30 Meter Höhe aus dem 10. Stock seines Hauses. Ryshik war auf einen frisch aufgeschütteten Erdhaufen gefallen.

In einem Zelt am Balaton erblickte Andras Berta zwei Monate zu früh das Licht der Welt, als seine Eltern eine Woche auf dem Campingplatz Urlaub machten. Die Leitung des Platzes sicherte ihnen für die nächsten 18 Jahre unentgeltliches Quartier zu.

Vor sieben Jahren suchte Ladislav Pruner aus Usti nad Labem (ČSSR) ein dekoratives Stück für sein Küchenbord und brachte eine alte Kaffeemühle mit nach Hause. Inzwischen besitzt er 200 Exemplare dieses Haushaltsgerätes aus Porzellan, Glas, Holz, Messing und Bronze.

Redaktion: Horst Goldschmidt; Fotos: Ch. Mutscher, H. Kohlmetz, L. Willmann, TASS/E. Kassin, TASS/I. Schagauddinow, BTA/D. Altunkow, MTI/K. Gottwald, SPK-PP/Mok Duong, G. Krawutschke (2); Vignette: D. Schüler.

Neue Waffen gegen die Influenza?



Es ist wieder Grippezeit, Konjunktur für eine Erkrankung, gegen die zur Schutzimpfung aufgerufen wird. Doch nicht wenige Menschen wenden ein, sie seien zwar geimpft worden, den Schnupfen hätten sie aber trotzdem bekommen...

Dr. Peter Luther: Damit sagen sie freilich nur die halbe Wahrheit. Hinter den Bezeichnungen Grippe, grippaler Infekt, Schnupfen, Erkältungskrankheit, Bronchitis oder dem Sammelbegriff: akuter respiratorischer Infekt verbergen sich **verschiedene** Erkrankungen des Organismus, die man natürlich durch **verschiedene** Maßnahmen bekämpfen kann. Die Erreger der genannten Erkrankungen sind vielfältig. Es können Adenoviren, Rhinoviren, Influenzaviren oder auch Bakterien sein. Die meisten Erreger verursachen eine relativ harmlose „Infektionskrankheit", zum Beispiel eben den Schnupfen, der aber bald wieder abklingt. Influenzaviren können aber bei massiver Infektion zu einer lebensbedrohlichen Erkrankung führen, woran ungeschützte Patienten sterben können. Deshalb legen wir so großen Wert auf die Grippeschutzimpfung, die ja nur diese schwere Erkrankung, die Influenzavirusinfektion, verhindern soll und natürlich keinen Schutz vor den anderen genannten Erregern bedeutet. Impfungen sind also notwendig.

Grippeepidemien sind weltweit und können ganze Kontinente erfassen. Wie funktioniert bei der Vorbeugung die internationale Zusammenarbeit?

Dr. Peter Luther: Grundsätzlich ist die Bekämpfung der Virusgrippe über die Weltgesundheitsorganisation (WHO) sehr straff organisiert und kontrolliert. Das ist die erste Voraussetzung für einen Erfolg. Also alle Informationen über das Auftauchen neuer Viren (Influenzaviren haben die unangenehme Eigenschaft, sich ständig zu verändern, wodurch unsere spezifische Abwehr unwirksam wird) werden sofort in den Zentren der WHO (für Europa zum Beispiel in London) gesammelt und gehen von dort an die jeweiligen nationalen Referenzlabore (in der DDR ist es das Institut für Epidemiologie und Virologie in Berlin-Schöneweide), um auf einem genau vorgeschriebenen Weg am Ende zu einem Impfstoff gegen diesen neuen Virus zu kommen. Darüber hinaus müssen wir aber über neue wirksamere Wege zur Grippevorbeugung nachdenken.

Heißt das, daß Sie die bisherige Form der Grippeschutzimpfung verbessern wollen?

Dr. Peter Luther: Zunächst möchte ich feststellen: Es gibt auch in anderen Ländern, zum Beispiel in der Sowjetunion oder in den USA, gegenwärtig keine andere Möglichkeit als die bisher bekannte Form der Impfung. Sie ist nach wie vor notwendig, weil sie die Geimpften vor den gefährlichen Infektionen bewahren kann. Da wir aber mit dieser Form der Impfung zu wenig Menschen erreichen, müssen wir unzufrieden sein und müssen als Forscher etwas verbessern.

Gemeinsam mit Kollegen des Leningrader Instituts für Grippeforschung haben wir vor Jahren begonnen, über neue Formen der Grippeprophylaxe nachzudenken. Während wir seinerzeit die einzigen in unseren Ländern waren, welche die neuen Ideen einer lokalen Immunabwehr propagierten, setzen sich diese immunologischen Erkenntnisse heute mehr und mehr durch.

Was sind das für neue Ideen?

Dr. Peter Luther: Wir gehen erstens davon aus, daß bei einem großen Teil der Bevölkerung eine mehr oder weniger berechtigte Abneigung vor der Spritze besteht.

Über Probleme der Grippeforschung informierte unser Beitrag in Heft 23/1986 („Ein Virus wird gejagt"). Dazu stellten eine Reihe von Lesern Fragen. Wir reichten sie weiter an den Leiter der Abteilung Klinische Immunologie, Dr. sc. Peter Luther (im Foto unten, links), und seinen Stellvertreter, Dr. Hartmut Tischner, im Forschungsinstitut für Lungenkrankheiten und Tuberkulose in Berlin-Buch.

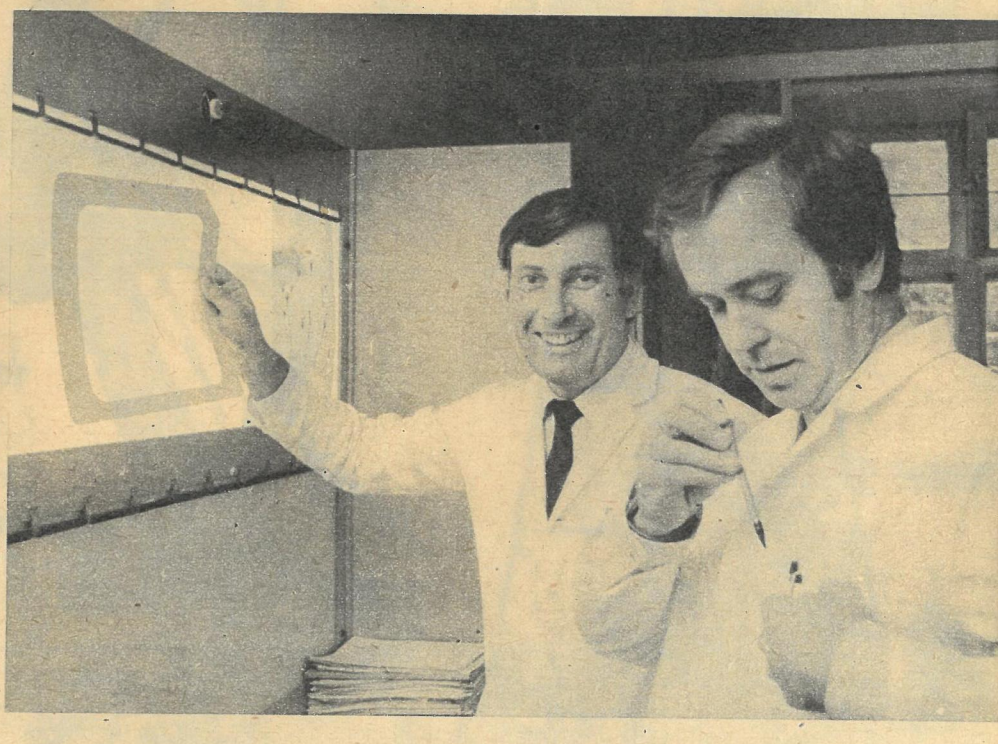
Sie ist sicherlich nicht grundsätzlich gerechtfertigt, aber wir müssen an dieser Situation etwas verändern.
Zweitens wissen wir auf Grund moderner immunologischer Erkenntnisse über die Abwehrleistung des menschlichen Körpers, daß wir die Schleimhäute als erste Abwehrbarriere des Organismus aktivieren und schützen müssen. Die Schleimhäute (Nase, Magen-, Darmschleimhaut, Mund oder Augen), sind schließlich die Eintrittspforte für die meisten Infektionen, das heißt sie bilden auch den ersten Abwehrwall gegen Influenzaviren. Durch Immunisierung mit der Spritze erreichen wir nur eine Antikörperproduktion im Blut. Das bedeutet aber, daß bei einer Infektion die Erreger durch die Schleimhäute hindurchkommen und sich im Organismus vermehren können. Wenn wir aber die Immunisierung der Schleimhäute bevorzugen, das heißt, wenn wir das Antigen bzw. den Impfstoff mit den Schleimhäuten in Kontakt bringen, zum Beispiel durch Schlucken des Impfstoffes in Form einer Kapsel oder durch einen Spray auf die Schleimhäute der Nase, erhöhen wir so die Abwehrleistung auf den Schleimhäuten, also der ersten Abwehrschranke!

Gibt es dazu schon erste Ergebnisse?

Dr. Peter Luther: Ja. Nach erfolgreich abgeschlossenen Tierversuchen wurde uns diese Konzeption der lokalen Immunisierung gegen Influenza als Staatsplanaufgabe des Ministeriums für Gesundheitswesen übertragen. Inzwischen haben wir einige klinische Studien durchgeführt, bei denen wir feststellten, daß die Abwehrleistung der menschlichen Schleimhäute verbessert wurde. Diese Studien werden zwar unter unserer Leitung durchgeführt, jedoch in enger Kooperation mit dem Institut für Epidemiologie und Virologie in Berlin-Schöneweide und dem Leningrader Grippeinstitut.

Dr. Hartmut Tischner: Bevor man eine neue Form der Impfung anwenden darf, müssen langwierige tierexperimentelle und toxikologisch-pharmakologische Untersuchungen erfolgreich abgeschlossen sein. Der nächste Schritt ist dann eine erste klinische Studie zur Verträglichkeit, die selbstverständlich vom Gesetzgeber und seinen verantwortlichen Organen genehmigt sein muß. In diese Studie wurden zum Beispiel viele Mitarbeiter unseres Institutes einbezogen. So wissen wir jetzt bereits, daß die orale Immunisierung mit Kapseln gut verträglich ist, Nebenwirkungen praktisch nicht auftreten und die Abwehrbereitschaft auf den Schleimhäuten erhöht ist. Diese Ergebnisse konnten wir dann in größeren Untersuchungen bei Erkrankten mit Lungenkrankheiten, die ja eine Risikogruppe hinsichtlich Influenzagrippe darstellen, und auch bei Kindern mit chronischen Lungenkrankheiten bestätigen.

Mit dieser Art der Vorbeugung würde eine Hemmschwelle beim Menschen gegen die bisherige Form des Grippeschutzes erheblich abgebaut werden…



Dr. Hartmut Tischner: Ja. Wenn wir über die bisher notwendige parenterale Grippeschutzimpfung hinaus als Alternative eine orale Schluckimpfung anbieten, können wir mehr Menschen immunisieren. Bei allen Infektionskrankheiten gilt nämlich der Grundsatz, daß wir um so erfolgreicher sind, je größer die Zahl der Immunisierten ist. Wie Sie wissen, konnten viele gefährliche Krankheiten wie Diphtherie, Wundstarrkrampf und Pocken in der DDR nur deshalb beseitigt werden, weil es gelang, alle Menschen zu immunisieren und somit vor Ansteckung zu schützen.

In dieser Jahreszeit bevölkern auch viele Kinder die Ambulatorien. Arbeiten Sie an Forschungsvorhaben, die sich mit der Prophylaxe bei Kindern befassen?

Dr. Peter Luther: Leider erkranken insbesondere kleine Kinder häufig an den Infektionen der oberen Luftwege. Von den Ärzten wissen wir, daß mindestens 75 Prozent aller Kinder ein- oder mehrfach pro Jahr von einer Infektion des Atemtraktes (Husten, Schnupfen usw.) betroffen sind. Die Ursache liegt in einer nicht genügenden oder noch nicht genügend entwickelten Abwehrleistung der kindlichen Schleimhäute. Hier wollen wir nicht gegen einen einzelnen Erreger immunisieren, sondern eine breite spezifische und „unspezifische" Abwehrleistung, also eine Resistenz gegenüber bakteriellen und viralen Infektionen, erreichen. Gemeinsam mit anderen Instituten unseres Landes (dem Institut für Impfstoffwerke Dessau, dem Zentralinstitut für Mikrobiologie und experimentelle Therapie, Jena, und dem Institut für Infektionskrankheiten im Kindesalter, Berlin-Buch) haben wir eine polyvalente Bakterienvakzine entwickelt, mit deren Hilfe es uns in Zukunft gelingen soll, die Infektanfälligkeit der Kinder (aber auch bei Erwachsenen) zu senken. Nach ersten experimentellen Versuchen im Labormaßstab und bei Tierversuchen haben wir die Abwehrleistung der Schleimhäute deutlich aktiviert und verbessert, so daß wir auch hier für die Zukunft hoffen können.

Interview: Heinz Bartel

Fotos: Detlev Steinberg

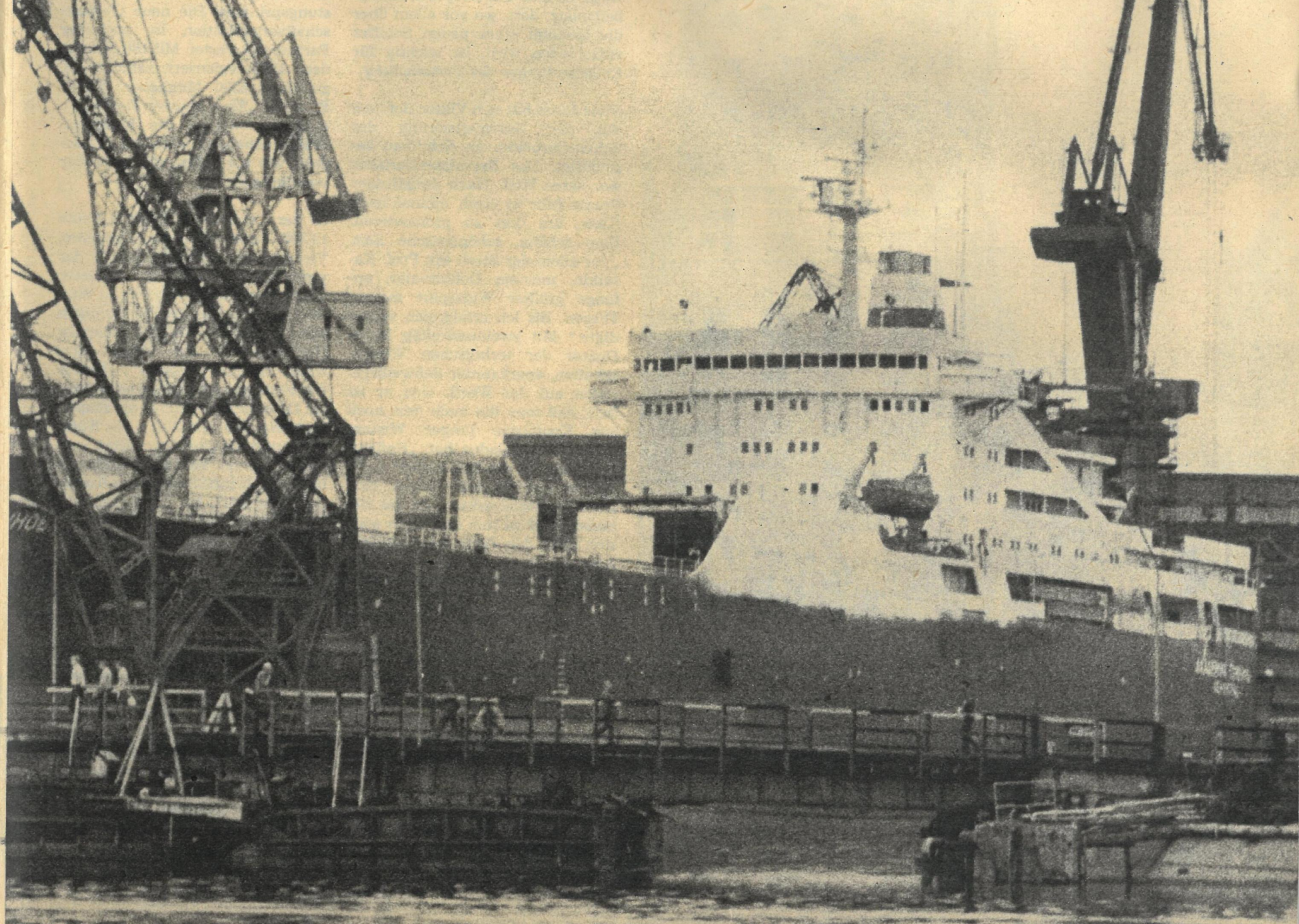
Einer von der Leninwerft

Ein Beitrag von Wolfgang Scheel (Text) und Volker Hohlfeld (Fotos)

Ein Panorama von der Gdańsker Leninwerft. Die „Akademik Gorbunow", ein neuer schneller RO-RO-Frachter für die UdSSR, benannt nach dem persönlichen Sekretär Lenins und bedeutenden Wissenschaftsorganisator der jungen Sowjetmacht Nikolai Gorbunow (1892–1937), wird am Ausrüstungskai reisefertig gemacht. Werftalltag – unser Foto erfaßt nur einen kleinen Ausschnitt davon. Auf der Helling nebenan erhält zur gleichen Zeit ein finnischer Frachter seine Gestalt; im Bauch des 12 000-Tonnen-Fährschiffes für einen schwedischen Reeder haben die Ausstattungsgewerke Hochsaison; während der „Athlet-09", eines der kleinen robusten Kranschiffe für das sowjetische Schelfprogramm, seinen Bug schon vor der Probefahrt vom Weichselwasser umspülen läßt...

FREIE WELT besuchte in diesem Herbst die polnischen Schiffbauer und lernte dabei einen von ihnen etwas näher kennen: Viktor Borcuch – Schweißexperte und Sekretär der 2000 Kommunisten der Werft.

Werftarbeiter unter sich: Sekretär Viktor Borcuch (rechts) und Schweißer Jan Frydrychowicz, zwei aus dem Exekutivkomitee der Parteiorganisation.



Einer von der Leninwerft

Ein Mann, kräftig von Statur, geht durch die berühmte Lange Straße in Gdańsk, vorbei am historischen Rathaus und Neptunbrunnen (Foto unten). Viktor Borcuch hat nicht viel Zeit zum Verweilen, er war gerade im Parteikomitee der Stadt, der Werftalltag wartet, aber den kleinen Umweg durch seine Lieblingsstraße leistet er sich dennoch. Ein Gdańsker in seinem Milieu? Nein und ja. Viktor Borcuch ist nicht mit Motlauwasser getauft worden und auch nicht an der Küste aufgewachsen. Er wurde 1944, im schweren letzten Kriegsjahr, in Ostrowiec geboren, in Südpolen, einem Landstrich, in dem Erze und Kohle, Bergleute und Metallurgen wachsen. Der Vater war zeitlebens Walzwerker, bis auf die Jahre, in denen er als Partisan gegen die faschistischen Eindringlinge kämpfte. Hüttenwerker und Kommunist, so erzog er auch seine vier Kinder. Die zwei Jungen sollten direkt in seine Fußstapfen treten. Also studierte Viktor in Kraków am Technikum für Hüttenwesen. Aber dann erhielt er als Auszeichnung einen Studienplatz in Kiew, am weltbekannten Paton-Institut, und beschäftigte sich fortan mit Schweiß-Konstruktionen und ihren Verbindungen. Wo aber werden Schweißspezialisten mit am dringendsten gebraucht? Beim Schiffbau. 1970, als frischgebackener Diplomand, kam Viktor Borcuch auf die Leninwerft – und fühlt sich heute längst in Gdańsk zu Hause.

★

Und in der Werft? Als wir ihn das erste Mal trafen, hatte er gerade eine „dicke" Beratung hinter sich, das Plenum des Betriebskomitees, dem 51 Genossen angehören. Diesmal hatten sie den Maschinenbauminister und den Stellvertretenden Vorsitzenden der Plankommission dazu geladen. Es ging um die Kooperation mit den 1500 Zulieferern im Land, die unbedingt zu verbessern ist, und um soziale Belange der Schiffbauer. Der Sekretär: „Unsere Perspektive stand zur Diskussion, eine offene Aussprache, alle Probleme wurden beim Namen genannt. Als großer Montagebetrieb sind wir durch viele Adern mit der Wirtschaft des Landes verbunden, und jedes Versagen unserer Partner bekommen wir als Finalproduzent doppelt zu spüren – ökonomisch und in der Arbeitsmoral der Kollegen. Die aber müssen wir gerade stärken, wollen wir bessere Ergebnisse erzielen."

Drei Voraussetzungen nannte er, die an jedem Arbeitsplatz durchgesetzt werden müssen – von den Leitern, von den Genossen: bessere Ausnutzung der Arbeitszeit, die Auslastung der Maschinen, eine gut durchdachte Arbeitsorganisation. 1982/83 wurde die moderne Technik in der Werft nur zu 30 Prozent ausgelastet, in diesem Jahr immerhin schon zu fast 70 Prozent. Oder – wenn der Schweißer zur Frühschicht zum Schiff kommt, muß er sofort beginnen können und nicht rumlaufen, um erst mal Material zu holen. Ein transportables Lager wird dieses Problem lösen.

Viktor redet nicht drumherum, er kennt sich aus, sechzehn Jahre Werfterfahrung. Und nicht nur dort, wo der Schweißer gefragt ist; sondern ebenso in der Vormontage oder im Projektierungsbüro. Auch jetzt als Sekretär ist er täglich mehrere Stunden in der Werft unterwegs. Gerade das Gespräch am Arbeitsplatz, dort, wo vor allem über die Qualität eines neuen Schiffes entschieden wird, ist wichtig für Entscheidungen der Parteileitung.

★

Viele Jahre hat sich Viktor Borcuch mit der Automatisierung der Schweißarbeiten im Schiffbau beschäftigt. Das Experimentierlabor war seine Welt. Nach dreijähriger Praxis fuhr er noch einmal nach Kiew, um dort zu promovieren. Eine schöne, schöpferische Zeit. „Vor allem der Streit mit Prof. Kasatkin, meinem Doktorvater, anfangs größter Widerpart meiner Thesen. Bis ich erfolgreich verteidigte." Mit zweiunddreißig ist er Doktor der technischen Wissenschaften, anerkannter Schweißspezialist auf der Werft. Und er ist froh, daß man ihn auch jetzt noch zur Konferenz junger Wissenschaftler eingeladen hat. „Hoffentlich finde ich die Zeit dafür!"

Ja, es war deshalb schon eine schwere Entscheidung, als die Genossen 1982 zu ihm kamen, er solle sich ganz der Parteiarbeit stellen. Aber die Genossen vertrauten ihm – wegen seiner Sachkenntnis und Parteilichkeit. „Und schließlich war hier die Spitze des Gegners, wir mußten möglichst schnell wieder aus dem Dilemma heraus – und zuallererst das verlorengegangene Vertrauen vieler Arbeiter wiedergewinnen."

Eine schwere Zeit, man wußte nicht immer, wer wer war, ob auf den Nebenmann Verlaß ist. Doch Viktor Borcuch hat vom Vater frühzeitig gelernt, offensiv seinen Standpunkt zu vertreten, nicht einfach mitzulaufen, sondern Verantwortung zu übernehmen. Seit 1964 Parteimitglied, war er schon in seiner Studentenzeit Parteisekretär der polnischen Auslandsstudenten. „Eine gute Schule."

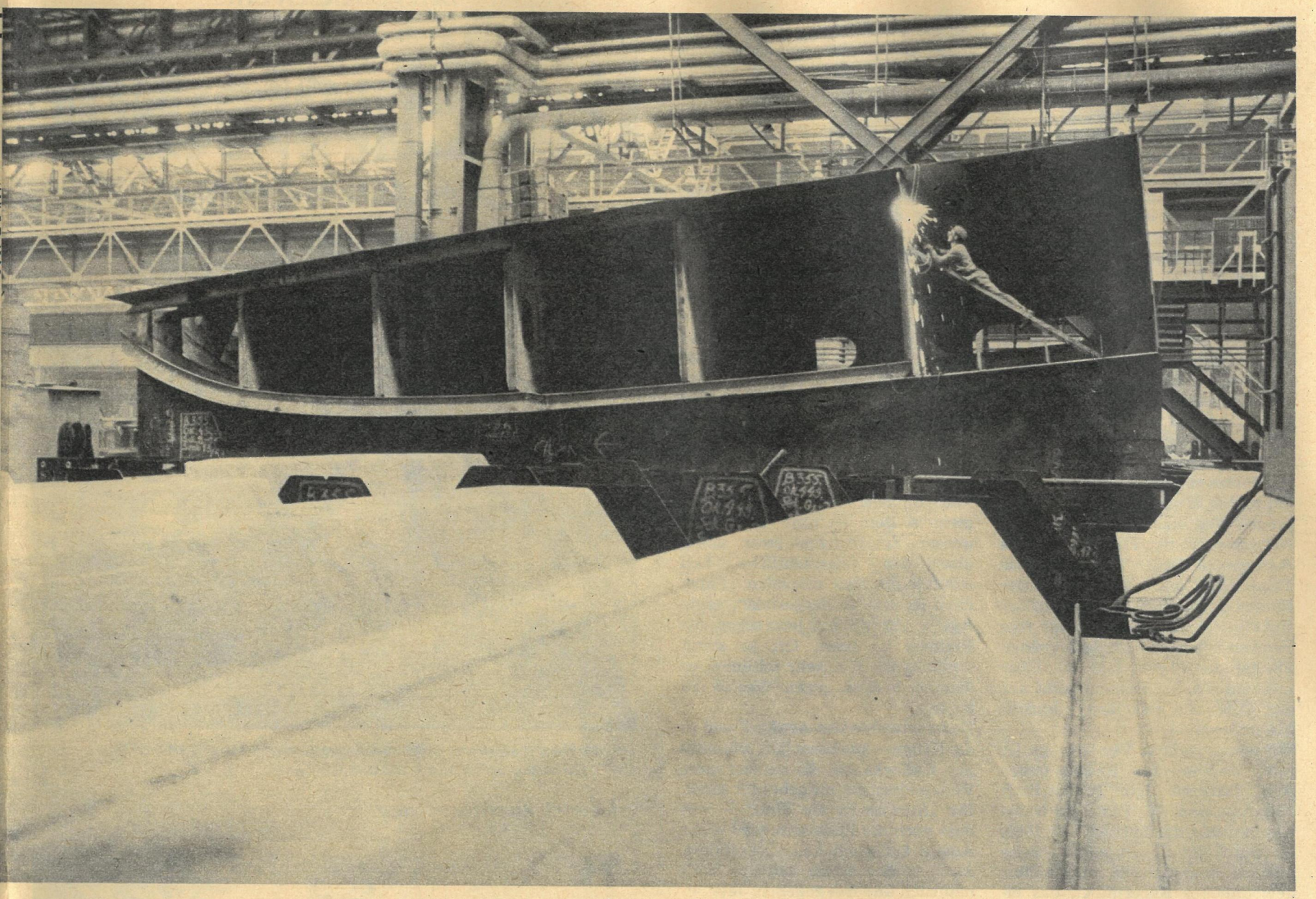
Inzwischen wählte ihn das Parteikollektiv der Leninwerft bereits zum zweiten Mal als Sekretär, und er war auch einer ihrer zwei Delegierten zum Parteitag.

Die Situation heute in der Werft ist schon besser, aber keineswegs leicht. Die Skala der Aufgaben ist umfangreich, um die Beschlüsse des X. Parteitages der PVAP zu erfüllen: die Ernährung der Werktätigen verbessern, eine günstigere Wohnsituation schaffen und Fortschritte bei der gesundheitlichen Betreuung. Das Werftkrankenhaus wird gerade rekonstruiert. Das Entscheidende aber: „Um uns mehr leisten zu können, müssen wir mehr leisten – das gilt es, jedem bewußtzumachen."

Sie haben ein Programm entwikkelt, um die Jugend fester an die Werft zu binden, noch ist die Fluktuation zu groß. Zum Programm gehört ein mit Wettbewerben stimuliertes Qualifizierungssystem, der Bau von mehr als 1000 Eigenheimen, exakt abgestimmte Lohnvereinbarungen zwischen der Gewerkschaft und Werftleitung und die richtige Anwendung des Leistungsprinzips. Die neue Gewerkschaftsorganisation ist wichtiger Partner der Partei. Mit 180 Mitgliedern 1983 registriert, zählt sie inzwischen 6500 Mitglieder. Viktor Borcuch: „Eine positive Tendenz – doch wir wissen, die Menschen prüfen genau, ob wir auch so handeln, wie wir reden, ob es spürbar vorwärtsgeht."

★

In der Leninwerft arbeiten heute 12 300 Arbeiter und Ingenieure. Vierzehn bis sechzehn Schiffe der verschiedenen Typen mittlerer Größe werden jährlich hier zu Wasser gelassen. Die Kunden kommen aus 27 Ländern. 1948 lief ihr erstes Hochseeschiff, der kleine Erz-Kohle-Frachter „Sołdek", damals der Stolz ganz Polens, vom Stapel. Im Oktober 1986 gab es die Stapelläufe Nr. 900 und 901 – ein Kühlschiff und ein schmucker Dreimast-Segler, beide aus dem Auftragsbuch der UdSSR. Der beste Kunde der Leninwerft hat inzwischen 510 Schiffe bei den Gdańskern gekauft. Eine stabile sozialistische Partnerschaft. Sie trug wesentlich dazu bei, daß sich die Leninwerft zu einem der größten Produzenten von Fischereifahrzeugen in der Welt entwickelte, daß die Gdańsker ihre Schiffbautechnologie stets auf den neuesten Stand bringen konnten, und daß sie auch jetzt, in den Jahren der Krisen vieler westlicher Schiffbauländer, keinen Auftragsstopp kennen. Allerdings hängt die Rentabilität der Werft davon ab, wie termingetreu und ökonomisch die Schiffe gefertigt werden und was sie dem künftigen Reeder bieten – Aufwand und Nutzen!



Oben: Exekutiv-Beratung – fünfzehn Genossen, darunter neun Produktionsarbeiter, gehören zur engeren Leitung.
Unten: Familienporträt – bei Borcuchs in der guten Stube.

Werftprofile: In der modernen Halle, wo die Rumpfsegmente für die Schiffe entstehen, ist der Handschweißer nur noch selten gefragt, dort dominiert die elektronisch gesteuerte Schweißstraße.

Viktor Borcuch unterstreicht die neuen Qualitätsansprüche. Früher ging es beim Schiff vor allem um dessen Schnelligkeit. Heute geht es stets um die ökonomischste Reise übers Meer. Und so errechnet ein Computer im Auftrag des Käpt'n, wie er beispielsweise für die Route Gdańsk–London sein Schiff am günstigsten belädt und am rentabelsten fährt.

Die Leninwerft spezialisiert sich unter anderem auf schwimmende Fischfabriken. Bisher hatte die Konserventaktstraße an Bord eine Kapazität von 220 000 Büchsen in 24 Stunden. Die Gdańsker und ihre Partner des Maschinenbaus haben diese inzwischen noch verdoppelt. Eine Achillesferse aber war, wie bei dem enormen Tempo die Konserven am Ende des Takts unversehrt aufzufangen sind. Der Erfindergeist der Ingenieure fand schließlich eine simple wie geniale Lösung: Die Maschine schießt die geschlossenen Büchsen in ein Wasserbassin. „Solche Enthusiasten der Arbeit brauchen wir mehr, in allen Bereichen der Werft", kommentiert der Sekretär. „Doch wir müssen sie selbst entwickeln und fördern."

★

Am Abend bei Viktor Borcuch privat. Er wohnt im Stadtteil Oliwa, in einem Neubaugebiet, mitten ins Grüne gebaut. Viele Werftarbeiter leben hier. An der Tür begrüßt uns als erster neugierig ein schwarzweiß gefleckter Afghane, ein Bild von einem Hund. Dann empfängt uns die charmante Frau des Hauses, Ljudmila, gebürtig in Kiew. Auch ein Auslandsstudium hält nicht nur Bücherweisheiten parat; eine Studentenliebe, die zur festen Verbindung führte. Die weiteren Familienmitglieder: Tochter Irena (16), Sohn Stanisław (10) und die Oma. Die Wohnung solide und gemütlich eingerichtet, nichts übertrieben, einiges modern, anderes nostalgisch. Die Harmonie in der Familie ist zu spüren, und wir werden so aufgenommen, als gehörten wir einfach dazu.

Ich muß an die Worte denken, die mir Viktor Borcuch beim Werftrundgang sagte: „Wenn es hier auch mal ganz dicke kommt, zu Hause finde ich die nötige Entspannung und Erholung. Die Liebe zur Frau und den Kindern ist zugleich mein erstes Hobby." Ein Ausflug mit Irenas Hund und ein zünftiges Fußballspiel mit Stanislaw gehören selbstverständlich dazu ...

TATSACHENBERICHT

Die Einsiedler

In der „Sackgasse“ der Taiga

Die Briefe, die ich von Agafja erhalte, haben immer ein und denselben Schluß: „Wassili Michailowitsch“, schreibt sie, „kommen Sie zu Gast in die Taiga, in unsere ‚Sackgasse‘.“ In diesem Jahr fand und fand sich aus verschiedenen Gründen keine Gelegenheit hinzukommen. Aber es erreichten mich so viele Anrufe und Briefe von Lesern, daß ich beschloß, doch noch in diesem schon fortgeschrittenen Jahr den weiten Weg zu den Lykows zu machen. Trotz der aufsehenerregenden Ereignisse in der Welt hatten die Menschen die Taiga-Ureinwohner nicht vergessen. Von der Geologensiedlung aus, wo wir unsere Rucksäcke um alles Überflüssige erleichterten, gingen wir zu Fuß weiter, erst immer am wilden Abakan entlang. Die Feka, im Herbst sehr seicht, erlaubte uns dann, den etwa zwanzig Kilometer langen Weg abzukürzen, indem wir einfach durch den Fluß wateten. Es war ein herrlicher Herbsttag. Die Taiga hatte sich mit dem Gelb der Birken und dem dunklen Grün der Zirbelkiefern geschmückt, als rote Flecken hoben sich im gelb-grünen Flußtal die Ebereschen ab. Über uns und all der Farbenpracht auf der Erde ein makelloser dunkelblauer Himmel.

Wir waren zu dritt: Der Geologe Jerofej Sedow, der Krasnojarsker Arzt, Professor Igor Pawlowitsch Nasarow, und ich. Professor Nasarow besucht die Lykows seit 1980, er meint, das Leben selbst mache hier ein einzigartiges, ganz außergewöhnliches Experiment, das einen Arzt einfach interessieren muß.

Als wir den Hang zur Hütte der Lykows hinaufstiegen, glühten die Bergkuppen schon in der Abendsonne. Sommerlich grün war der Gemüsegarten. Eine Katze rieb sich an den Sträuchern hinter der Scheune, wir hörten das Meckern „unserer“ Ziege. „Nehmt eure Gäste auf!“ ließ sich Jerofej auf gewohnt laute Weise vernehmen. In dem Licht, das durch zwei Fensterchen blickte, sahen wir zuerst Agafja, darauf den von der Liegebank heruntergleitenden Karp Ossipowitsch – beide hatten diesen Sonntag zum Ausschlafen genutzt.

Agafjas erste Bitte an den Arzt war, „den Arm zu heilen“. Paraffinöl und Salbe taten das ihre. Die Autorität des Doktors stieg noch mehr. Sie war auch dadurch schon groß, weil Igor Pawlowitsch bei seinem vorigen Besuch geraten hatte, weniger Beeren vom Schneeballstrauch zu essen, da sie den Blutdruck senken. „Wir haben das befolgt“, erzählt Agafja freudig, „und fühlen uns viel kräftiger.“

Wir unterhalten uns über alles, was im vergangenen Jahr geschehen ist. So war Agafja im Sommer zu den Geologen gelaufen, weil sich „Papachen“ das Bein verletzt hatte. Vierundzwanzig Stunden später schon war Igor Pawlowitsch gemeinsam mit einem Traumatologen bei den Lykows. Karp Ossipowitsch war von der Liegebank gefallen und hatte sich den Meniskus verletzt. Er konnte keinen Schritt gehen. „Helft, wenn ihr könnt“, bat er – er, der sich als fanatischer Altgläubiger eigentlich medizinisch nicht behandeln lassen dürfte. Die Ärzte legten damals einen Gipsverband an und unterwiesen Agafja, wie er dann später abzunehmen sei.

Jetzt war Professor Nasarow, dem wir uns angeschlossen hatten, bei den Lykows, um den Zustand des Beines zu begutachten. Das Bein – der Gips war von Agafja mit Schere und Messer „fachgerecht“ entfernt worden – versetzte den Arzt in Verwunderung. „Ein Prachtbursche bist du“, sagte er, „selbst bei einem Sportler heilt so etwas nicht besser.“ Da legte der Alte die Hand ans Ohr, wollte wissen: „Sportler, was haben die mit meinem Bein zu tun?“ Er begriff unsere Erklärungen zwar nicht, aber das offensichtliche Lob stimmte ihn sehr zufrieden. „Papachen ist wieder hergestellt“, sagte Agafja. „Er hilft mir jetzt schon, die Psalmen zu lesen. Oh, es stand schlimm um ihn, sehr schlimm, er begann bereits gegen Westen zu beten…“

Dann schenkte uns Agafja Kwaß in die Krüge – aus einer langschnabligen Kaffeekanne, die sie von ihrer Verwandtschaft mitgebracht hatte. Ihr „Ausflug in die Welt“ – von dem noch die Rede sein wird – hat Agafja äußerlich kaum verändert. Auch vorher schon hatte sie sich natürlich und frei gegeben. Jetzt allerdings war in ihren Meinungsäußerungen spürbar mehr Sicherheit. Ihre Sprache schmückte sie, ein wenig schmunzelnd, mit Worten wie „Shiguli“, „Vorortbahn“, „Neffe“, „Badestube“, „Traktor“… Sie war auch adretter gekleidet, und in der Hütte roch es nicht mehr nach Katzenschmutz, der Fußboden war gefegt, die kleinen Fensterscheiben blitzten. Die auffallendste Neuerwerbung in der Hütte war – ein Wecker. Wir fühlten, Agafja wartete sehr darauf, daß wir die Uhr bemerkten. Natürlich bestaunten wir sie gebührend. Dann zeigte Agafja uns, wie gut sie „mit diesem merkwürdigen Mechanismus“ umzugehen verstand.

Abends am Lagerfeuer tauschten wir weitere Neuigkeiten des durchlebten (und durchlittenen) Jahres aus.

Das Hauptereignis des Jahres war natürlich Agafjas Reise zu den Verwandten. Diese Verwandten hatten sich schon gleich in der Taiga eingestellt, als sie durch die Zeitung von den Lykows erfahren hatten. Unverzüglich waren sie hergekommen und wollten von ihnen wissen: „Wie lebt ihr?“ – Und sie schlugen vor: „Kommt zu uns, gleich.“

Doch die Einladung wurde nicht angenommen.

Bei meinem Besuch im vergangenen Herbst hatte ich bemerkt, wie gebrechlich Karp Ossipowitsch ge-

Verwandte der Lykows: Anissim Nikanorowitsch Tropin, seine Frau, die Tochter, der Schwiegersohn und ein Enkel.

Der Arzt Professor Igor Nasarow

Fotos: W. Peskow

FREIE WELT veröffentlichte 1983 einen Tatsachenbericht, der von Menschen erzählt, die sich aus religiösem Fanatismus in die Taiga zurückgezogen hatten. Die Lykows, ein Ehepaar mit zwei Töchtern und zwei Söhnen, lebten seit einem halben Jahrhundert ohne jeglichen Kontakt zu anderen Menschen in der Einsamkeit des unwegsamen Sajan-Gebirges. Geologen entdeckten 1978 durch Zufall die Behausung der Einsiedler. Die Mutter war 1961 gestorben, die beiden Söhne und die ältere Tochter starben unerwartet und kurz hintereinander im Herbst 1981. Der Autor der aufsehenerregenden Dokumentation, der Moskauer Journalist Wassili Michailowitsch Peskow, besuchte die Altgläubigenfamilie 1986 das fünfte Mal. (In Heft 24 brachten wir bereits ein kurzes Interview mit ihm.) Hier schreibt der Sonderkorrespondent der „Komsomolskaja Prawda“ ausführlich, wie es dem 86 Jahre alten Karp Ossipowitsch Lykow und seiner 42 Jahre alten Tochter Agafja im vergangenen Jahr ergangen ist.

worden war, schließlich war er da 85 Jahre alt. Deshalb schrieb ich einen Brief an diese Verwandten. Ich bat sie: „Wenn eure Einladung von Herzen kommt, so wiederholt sie." Nachdem die Verwandten den Brief erhalten hatten, machten sich drei bärtige Männer aus Taschtagol sogleich auf den Weg zu den Lykows.

Karp Ossipowitsch empfing die Gäste genauso wie beim ersten Mal: „Ich will hier sterben!" Agafja aber teilte diese Einstellung nicht und bat den Vater um die Erlaubnis, „wenigstens zu Gast fahren zu dürfen". Der Alte war verständlicherweise in einer schwierigen Lage. Er nahm Zuflucht zur Diplomatie: Er sei zwar nicht dagegen, sagte er, aber seinen Segen für das Flugzeug gebe er nicht. Damit hatte er sein Veto gegen die Reise eingelegt. Aber die Tochter Agafja fand das erste Mal in ihrem nunmehr einundvierzigjährigen Leben die Kraft zum Ungehorsam: „Papachen", sagte sie, „ich möchte doch sehen, wie die Menschen leben." Den Briefen von Jerofej, von Agafja, von den Piloten und von der Taschtagoler Verwandtschaft hatte ich schon entnommen, daß die Reise für Agafja „fast wie ein Flug zum Mars" gewesen war.

So hatte mir der Pilot Abramow beschrieben, wie man Agafja vom Geologendorf aus das Geleit gegeben, wie sie sich bekreuzigt hatte und ins Flugzeug gestiegen war. „Ich beobachtete Agafja aus den Augenwinkeln", schrieb er weiter, „sie benahm sich wie ein ganz gewöhnlicher Fluggast, weder war ihr Angst anzumerken, noch beklagte sie sich über Unwohlsein."

Für Agafja war der einmonatige Aufenthalt bei der Verwandtschaft in Kilinsk das beeindruckendste Erlebnis ihres bisherigen Lebens. Noch ist sie dabei, alles „zu verdauen", zu überdenken. Ohne Zweifel steht, daß sie das ganze Drama ihres bisherigen Lebens begriffen hat. Mir hatte sie geschrieben: „Einen Monat lang habe ich warm und ruhig gelebt. Wäre Papachen nicht, so wäre ich dort geblieben."

Wie merkwürdig es auch scheinen mag, nicht das Flugzeug, sondern der Zug hat sie am meisten beeindruckt, das „Haus auf Rädern, hinter dessen Fenstern die Häuser, Bäume, Menschen, Tiere ‚vorbeifliegen'". Während dieser Reise hat Agafja die Orte Abasa, Nowokusnezk, Taschtagol besichtigt: „Wie viele Menschen, wie viele Schornsteine, wie viele Fernsehantennen!"

Vom 21. Dezember 1985 bis 21. Januar 1986 hatte sie bei den Verwandten gelebt. „Alle waren sehr liebevoll. Viermal sind wir in der Sauna gewesen. Ich habe eine Kuh gemolken, ein Kindchen im Arm gehalten. Meine Gesundheit hat sich gefestigt."

Wie lebte Karp Ossipowitsch einen ganzen Monat lang allein in der Taiga? Agafja hatte den Ziegenbock geschlachtet – als Verpflegung für Karp Ossipowitsch. Er erzählt: „Ich kochte mir Ziegenfleisch und Kartoffeln. Und wartete, wartete auf Agafja." Jerofej, der Karp Ossipowitsch auch während dieser Zeit besuchte, erzählt: „Der Alte hatte sich an den Tisch am Ofen ein Stück Papier geheftet und vermerkte mit Strichen die Tage, die er ohne Agafja auskommen mußte."

Als Agafja zurückkam, empfing Karp Ossipowitsch die so zurückersehnte Tochter mit Vorwürfen. Agafja antwortete ihm: „Wenn du mich weiter so behandelst, gehe ich in die Berge, und du wirst dich vor guten Menschen dafür verantworten müssen..." Da auch nannte sie Karp Ossipowitsch das erste Mal „Vater" und nicht „Tjatenka" (Papachen).

Außer dem Meniskusriß bei Karp Ossipowitsch gab es noch mehr Unglücksfälle in diesem Jahr. Agafja erzählt, wie beide fast an einer Pilzvergiftung gestorben wären. „Wir hatten jeder nur einen Pilz gegessen." Es waren Hallimasche gewesen. Früher hatten sie diese Pilze gekocht. Jetzt – bei Agafjas Salzreichtum! – beschloß man, sie einzusalzen. „Aber vorher hätten sie abgekocht werden müssen, jetzt wissen wir das..." Bereits im Frühjahr war noch etwas geschehen: Die Flieger benachrichtigten die Geologen, daß bei den Lykows weder Rauch aufsteige noch Fußspuren zu sehen seien. Unverzüglich machte sich Jerofej auf den Weg. (Auch Linguisten waren zufällig gerade eingetroffen.) Jerofej fand Agafja und den Alten in mit Raureif überzogenen Betten. Beide hatten nicht mehr die Kraft, sich zu erheben. Wie sich herausstellte, hatte Karp Ossipowitsch im Halbschlaf mit dem Fuß die Tür aufgestoßen. In die stark geheizte Hütte brach die sibirische Kälte herein und überfiel die Schlafenden. „Wäre ich ein, zwei Tage später gekommen", sagt Jerofej, „wäre dies das Ende der Geschichte über die Einsiedler gewesen."

Jerofej zwang die Kranken aufzustehen, ein heißes Fußbad mit Senf zu nehmen. Er rieb Rettich, kochte Brennesseln, die im Sommer als Vorrat angelegt worden waren, Tannenzweige und Wacholder. „Nach und nach kamen wir mit Jerofejs Hilfe wieder auf die Beine", sagt Agafja.

Wir machen einen Rundgang um die Hütte. Die Ziege liegt jetzt allein in ihrem Pferch, den Bock hatte man ja geschlachtet. Für die Ziege übrigens interessiert sich hier ein Bär außerordentlich. „Zwei Schüsse mußten wir schon abfeuern", erzählt Agafja.

Aber es gibt auch Gutes zu berichten: Im Winter waren zwei Marale in die Fanggruben geraten, gute zusätzliche Fleischmahlzeiten. Überhaupt: Mit dem Essen gibt es keine Probleme. Die Lykows backen kein Kartoffelbrot mehr, sondern Weizenbrot aus Sauerteig, den die Geologen mit ihnen teilen. Fisch gibt es selten, aber der Gemüsegarten ist reichhaltiger geworden. Und natürlich ist die Taiga so freigebig wie zuvor. Allerdings fällt es Agafja nicht leicht, die Zirbelnüsse – die wichtigste Gabe der Taiga – zu sammeln. In diesem Jahr kletterte sie allein auf die Zirbelkiefern und pflückte sechs Säcke voller Zapfen. Nun wartet sie auf den „Tuschken", den Wind, damit sie die Zapfen von der Erde auflesen kann.

Um dies und jenes dreht sich die gemächliche Unterhaltung am Lagerfeuer ... Auf meine Bitte hin hatte Agafja im Frühling ein Paket mit den widerstandsfähigen Lykowschen Kartoffeln an das Moskauer Institut für Kartoffelwirtschaft geschickt. Jetzt kann ich ihr berichten, daß diese Kartoffeln im Moskauer Gebiet angebaut werden, von den Wissenschaftlern Lykow-Sorte genannt.

Wir sprechen auch über den dritten Linguistenbesuch aus Kasan*, hier in der „Sackgasse". Agafja erinnert sich an alle Vor- und Vatersnamen. Sie erzählt, wie die Kasaner tagsüber den Garten jäteten, Holz sägten und hackten. Abends dann sprach man lange miteinander. Nach Agafjas Worten und nach den Briefen von Galina Pawlowna Slessarewa aus Kasan zu urteilen, waren diese abendlichen Unterhaltungen für beide Seiten sehr interessant. Agafja lernte neue Bücher in altslawischer Sprache kennen, so las sie „ohne Schwierigkeiten über die Heerfahrt Igors", eine Ausgabe von 1801. Und die Kasaner gewannen überaus wertvolle Kenntnisse vom Aufbau der Rede, konnten die Veränderungen in Agafjas Sprache, das Auftauchen vieler neuer Wörter in ihrer Rede, verfolgen.

Jerofej mußte zurück zur Bohrstelle, ich hatte es diesmal ebenfalls eilig. Ich wollte nämlich noch nach Taschtagol, um die ganze Strecke der ungewöhnlichen Reise Agafjas mit meinen Augen zu besichtigen, die Verwandten kennenlernen und in Erfahrung bringen, ob da vielleicht zu gegebener Zeit ein geeignetes Obdach für Agafja sein würde.

Am Morgen schrillte der Wecker, das Glanzstück der Hütte. Wir aßen heiße Kartoffeln und begannen, unsere Rucksäcke zu packen. Karp Ossipowitsch verabschiedete sich von uns, mit seinem Stock auf der Ofenbank sitzend. Agafja begleitete uns wie gewöhnlich ein Stück. Unter dem Berg, am Fluß, setzte sie sich auf einen Stein und holte aus dem Kleiderausschnitt einen Brief hervor, den sie an die Verwandten geschrieben hatte. Heimlich. Darin stand: „Ich würde noch heute zu Euch kommen. Aber Ihr wißt ja, wie die Dinge liegen, der Vater will ganz und gar nicht. Zwingen kann man ihn nicht, allein lassen aber auch nicht. Ich weiß nicht, wie wir den kommenden Winter überstehen werden." Sie bat mich, den Brief den Verwandten zu geben.

Noch einige Male blickten wir uns um und sahen Agafja zusammengesunken auf dem Feldstein sitzen. „Wie schwer ist das Leben doch für sie", seufzte Jerofej.

Während der ganzen Wegstrecke bis zur Verwandtschaft der Lykows versuchte ich, die Welt mit Agafjas Augen zu sehen: das Flugzeug, den Zug, die vielen Menschen, die Dörfer, das Gedränge auf dem Bahnhof der großen Stadt Nowokusnezk... Dann stieg ich in den Vorortzug nach Taschtagol um, dann in den „Gasik" zu der abgelegenen Siedlung Taiga-Kilinsk.

Die Siedlung Kilinsk gefällt mir sehr. Alles ist so, wie Agafja es beschrieben hat: „Man lebt in guten Häusern, ißt gutes Brot." Auf jedem Hof gibt es ein Pferd, eine Kuh (oder auch zwei), auf den begrünten Straßen laufen Schafe, Puten, Gänse. Die Kinder angeln im Teich. Überall auf den Hügeln und Wiesen am Taigarand stehen Schober wunderbaren Heus. Viele altgläubige, daher bärtige Männer gibt es hier, alte und junge. Und wie sich herausstellt, sind beinahe alle verwandt mit Agafja, mütterlicherseits. Sogar drei Schwestern von ihrer verstorbenen Mutter leben hier noch, acht Schwestern waren sie gewesen. Eine ganze Schar Cousinen und Cousins hat Agafja hier, und beinahe die Hälfte des Nachwuchses von Kilinsk sind ihre Neffen und Nichten.

Seit alters her ist Kilinsk eine Siedlung von Altgläubigen. Ich weiß nicht, w i e ernst man es hier mit der Religion nimmt, aber im Alltag werden die religiösen Gesetzmäßigkeiten und Traditionen eingehalten. Die Alten tragen alle Bärte, aber auch die meisten jungen Männer. Alle hier wirken ruhig, leise. Während ich das Verhalten in dieser Altgläubigensiedlung beobachte, erfahre ich auch: Anissim Nikanorowitsch Tropin, mit dem ich in Briefwechsel stehe und der die Lykows zweimal besuchte, hatte den Großen Vaterländischen Krieg mit Rokossowskis Truppen mitgemacht, und sein Sohn Trofim, der uns mit zwei Kindern an der Hand entgegengekommen war, hatte vor kurzem bei den Luftlandetruppen gedient, der Schwiegersohn bei den Panzersoldaten. Die Alten „beackern den Boden", die Jungen waschen Gold, arbeiten als Mechaniker, Bulldozerfahrer, Elektriker...

Bis zum späten Abend sitzen wir im Haus des Anissim Nikanorowitsch und sprechen über dies und das, aber immer wieder kommt das Gespräch auf Agafja. Wie froh stimmt es mich, daß sie hier einen wahrhaften Zufluchtsort hätte.

Aus „Komsomolskaja Prawda", übersetzt von Adeline Thomas, bearbeitet von Gisela Reller

* Hauptstadt der Tatarischen ASSR

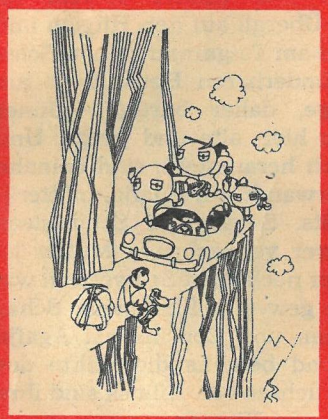
FREIE WELT

Räderreisen

Ich habe im Informationsblatt des Reisebüros der DDR keine PKW-Reisen für den Sommer 1987 gefunden. Gibt es solche Fahrten nicht mehr?

Bernd Koslowski, Leipzig

Auch im nächsten Jahr kann man mit dem eigenen Wagen in die Sowjetunion fahren. Allerdings ist das Kontingent wie schon in den vergangenen Jahren recht begrenzt. Für 5329 Personen stellt das Reisebüro PKW-Einzelreisen mit Standard-



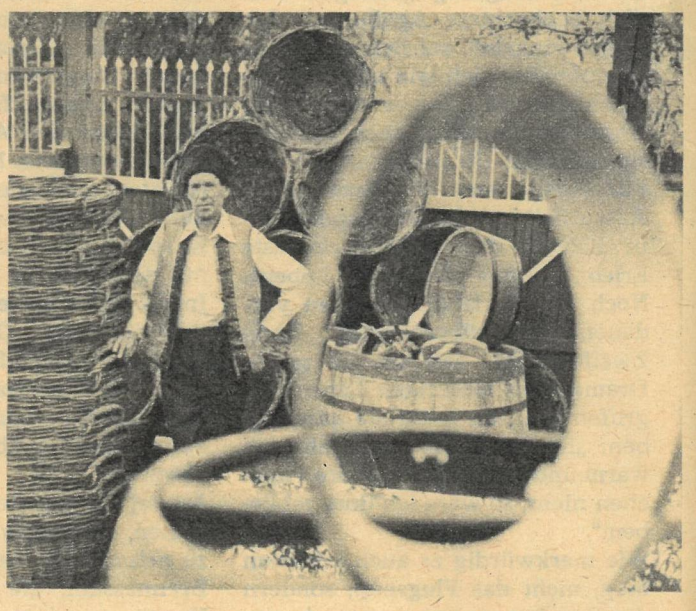
programm zur Verfügung. Sie fehlen im Katalog, weil bis zum Drucktermin die Modalitäten der einzelnen Routen mit dem Vertragspartner Intourist noch nicht ausgehandelt waren. Das ist auch der Grund, weshalb die Reisen dafür noch nicht auf den Vormerkkarten angezeigt wurden. Die Standardprogramme führen auf acht Reiserouten die PKW-Touristen aus der DDR durch interessante Gegenden der Sowjetunion, wobei Intourist Übernachtungsmöglichkeiten vor allem auf Campingplätzen, also in Zelten oder Bungalows, bietet. Aber auch moderne Hotels, wie in Dagomys, laden den Besucher ein. Wichtig für den Autotouristen ist, daß er seine Unterkunft am Etappenort bis 18 Uhr erreicht, da danach seine Reservierung nicht mehr garantiert ist. Das gilt vor allem an der Grenze in Ushgorod, Lwow und Brest, die identisch mit der Zeitgrenze von mitteleuropäischer und Moskauer Zeit ist. An der Grenzstation befindet sich auch stets ein Intourist-Büro, wo alle notwendigen Formalitäten für die weitere Fahrt (Übernachtungstalons, Verpflegungsgeld, Reiseroute u. ä.) erledigt werden müssen.

Bergrouten

Konkurrenz hat die Georgische Heerstraße (rechts) erhalten. Nachdem der 3,7 Kilometer lange Tunnel am Rokski-Paß fertiggestellt wurde, kann man die Strecke Tbilissi–Ordshonikidse serpentinenfrei und ohne extreme Steigungen bewältigen. Schöner aber bleibt der Weg, den türkische Händler und persische Krieger schon vor über 1000 Jahren gingen.

Gassenslalom

Wer mit dem Auto zum ersten Mal durch Lwow fährt, verirrt sich gewiß. Trotzdem wäre es ein Verlust, die Stadt links liegen zu lassen, um auf der Umgehungsstraße den Campingplatz am östlichen Stadtrand zu suchen. Immerhin zählt Lwow – im Jahre 1250 durch ihren Gründer Daniil von Galizien nach seinem Sohn Lew benannt – zu den traditionsreichsten Städten der Ukraine. Dabei ist Lwow keineswegs verschlafen. Im Gegenteil, vor allem in den Hauptverkehrszeiten sieht sich der Kraftfahrer in einen hektischen Verkehr, besonders in den winkligen Gassen, verwickelt.



Fahrpause

Marktplatz von Kischinjow. Ein Bild wie es gewiß auch Puschkin sah, als er 1820 in der moldauischen Stadt weilte. Allerdings bezeichnete er Kischinjow als die langweiligste Stadt der Welt. Wir wollen es ihm nicht verübeln. Immerhin hatte man ihn dorthin verbannt. Heute brodelt das Leben in der Hauptstadt des Weins und des Obstes anders als vor 160 Jahren. Der Korbflechter kann es bestätigen. Denn manch Besucher braucht seine Körbe, wenn er den Markt verläßt.

Reisepech

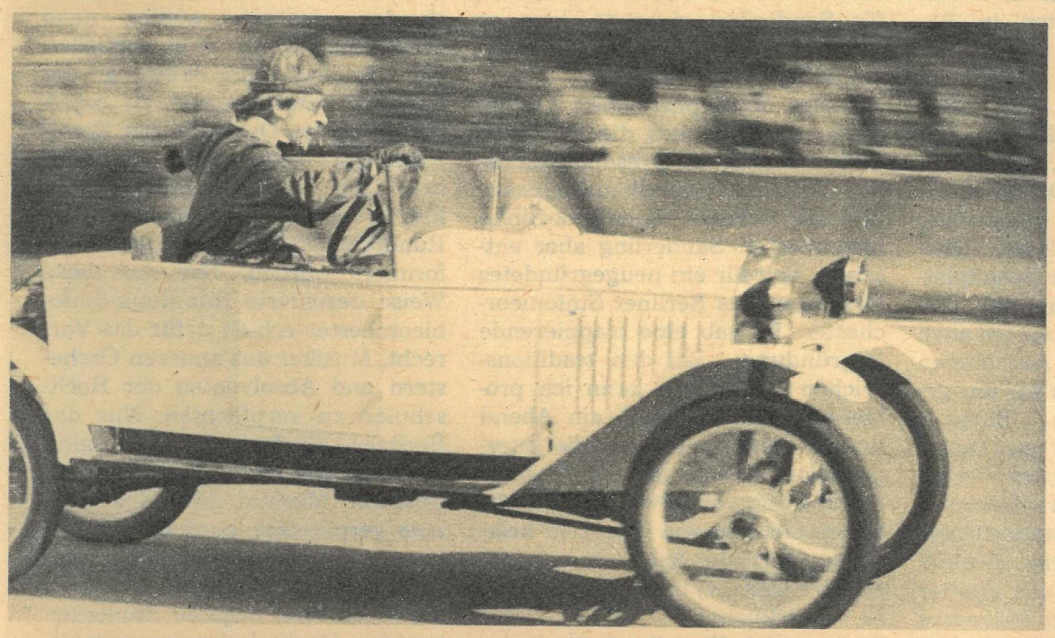
Wie verhalte ich mich bei einer Panne, einem Unfall?

Paul Wunder, Dessau

Bei Unfällen die Miliz benachrichtigen, versuchen, die nächste Zweigstelle von Intourist zu informieren. Personalien der Beteiligten und Zeugen festhalten. Skizzen oder Fotos vom Unfallort machen und sich später mit der sowjetischen Versicherung in Verbindung setzen. Werkstätten sind auf dem Reiseschema von Intourist verzeichnet. Ansonsten sind sowjetische Kraftfahrer sehr hilfsbereit.

PKW-Reisen 1987 in die UdSSR

An diese von Intourist bestätigten Reiserouten sollte sich jeder Autotourist halten. Zur besseren Orientierung sei aber der in der Sowjetunion erhältliche Autoatlas empfohlen.



Für den Zeitraum vom Mai bis September 1987 bietet das Reisebüro der DDR folgende PKW-Touren mit Standardprogramm in die Sowjetunion an:

Programm-Nr. 1074-3918
22 Tage
Ushgorod–Lwow–Kiew–Charkow–Rostow–Krasnodar–Suchumi–Sotschi/Dagomys–Krasnodar–Rostow–Charkow–Kiew–Lwow

3 Tage in Suchumi, in Sotschi/Dagomys 7 Tage und in Kiew 2 Tage, jeweils Camping-Unterkunft, in Sotschi/Dagomys im Bungalow.

Programm-Nr. 1074-4918
19 Tage
Ushgorod–Rowno–Kiew–Odessa–Kischinjow–Tschernowzy–Ushgorod

In Odessa 10 Tage in Zelten oder Bungalows.

Programm-Nr. 1078-1918
28 Tage
Ushgorod–Rowno–Kiew–-Charkow–Rostow–Pjatigorsk–Ordshonikidse–Tbilissi–Jerewan–Gori–Zchaltubo–Sotschi/Dagomys–Krasnodar–Rostow–Charkow–Kiew–Lwow–Ushgorod

4 Tage in Pjatigorsk, Tbilissi 2 Tage, in Jerewan ebenfalls 2 Tage und in Sotschi 8 Tage. Die Unterkünfte generell in Hotels.

Programm-Nr. 1078-2918
26 Tage
Ushgorod–Lwow–Kiew–Charkow–Rostow–Pjatigorsk–Ordshonikidse–Tbilissi–Zchaltubo–Suchumi–Sotschi/Dagomys–Krasnodar–Rostow–Charkow–Kiew–Rowno–Ushgorod

Unterkunft zum Teil auf Campingplätzen und in Hotels. 4 Tage in Pjatigorsk, in Suchumi 2 Tage und in Sotschi/Dagomys 8 Tage mit Hotelunterkunft.

Programm-Nr. 1021-6918
22 Tage
Brest–Minsk–Smolensk–Moskau–Nowgorod–Talinn–Leningrad–Kalinin–Smolensk–Minsk–Brest

Unterkunft in Zelten oder Bungalows, entweder in Moshaisk (vor Moskau in Richtung Minsk gelegen) oder Butowo (über die Warschauer Chaussee in Moskau, Richtung Kursk). 4 Tage in Moskau, 4 in Leningrad, 4 in Tallinn und 2 Tage in Nowgorod. In Brest und Smolensk Unterkunft im Hotel.

Programm-Nr. 1041-4918
18, 21 oder 25 Tage
Ushgorod–Lwow–Kiew–Poltawa–Saporoshje–Jalta–Saporoshje–Poltawa–Kiew–Lwow–Ushgorod

Je nach Reisedauer 8 bis 15 Tage Aufenthalt in Campinghäuschen auf der Märchenwiese bei Jalta. In Poltawa, Ushgorod und Saporoshje Unterkunft in Hotels, sonst in Bungalows oder Zelten auf Campingplätzen.

Programm-Nr. 1043-4918
21 Tage
Ushgorod–Lwow–Kiew–Charkow–Rostow–Krasnodar–Sotschi/Dagomys–Krasnodar–Rostow–Charkow–Kiew–Lwow–Ushgorod

10 Tage in Sotschi, Unterkunft im De-luxe-Hotel „Olympic". Auch in allen anderen Orten Hotelunterkunft.

Programm-Nr. 1043-9918
25 Tage
Ushgorod–Lwow–Kiew–Charkow–Rostow–Krasnodar–Sotschi/Dagomys–Krasnodar–Rostow–Charkow–Kiew–Lwow–Ushgorod

In Sotschi Unterkunft in Bungalows 14 Tage, alle anderen Unterkünfte generell auf Campingplätzen.

Die genauen Preiskalkulationen lagen bei Redaktionsschluß leider noch nicht vor. Nähere Auskünfte darüber können Sie in den Zweigstellen des Reisebüros erhalten.

Tankfüllung

Kann man als Auto-Tourist in der Sowjetunion an Tankstellen bar bezahlen?
Lutz Homann, Suhl

In der Regel werden Talons als Zahlungsmittel verwandt. Die Talons verkaufen alle Intourist-Servicebüros, auch das am Grenzübergang, sowie Geschäfte für Haushaltswaren. Die Preise für Benzin mit 93 und 96 Oktan betragen je Liter 40 Kopeken, für einen Liter Diesel 30 Kopeken. Die Tankstellen arbeiten im Selbstbedienungsbetrieb. Sie müssen jedoch vor dem Tanken die Talons am Schalter abgeben. Es empfiehlt sich also, abzuschätzen, wieviel Kraftstoff in den Tank paßt. Außerdem wird empfohlen, einen Reservekanister (bis 20 Liter) mitzuführen, da die Entfernung zwischen den Tankstellen manchmal groß sein kann.

Auf geradem Wege ist gut Fuhrmann sein.

Fotos: A. Gerinas, TASS/B. Kristul, I. Predelis, M. Potyrnike; Vignette: Andrej Nekrassow; Karte: Jochen Arfert; Texte und Informationen: Intourist und Karl-Heinz Gummich; Redaktion: Hajo Obuchoff

Kein Schiff in

Professor Hans Pischner, nach dem Krieg maßgeblich beteiligt am Aufbau einer neuen deutschen Kultur in der DDR, war mehr als zwanzig Jahre Intendant der Deutschen Staatsoper Berlin. Den bekannten Künstler am Cembalo und Leiter des Musiktheaters führten viele Gastspielreisen ins Ausland. Seine Begegnungen mit großen Dirigenten und Komponisten schildert Hans Pischner in seinem Buch „Premieren meines Lebens", das FREIE WELT mit Genehmigung des Verlages der Nation auszugsweise vorabdruckt.

Während meiner Ministeriumszeit begegnete ich einer Reihe von bedeutenden Dirigentenpersönlichkeiten, erlebte sie in ihren Konzerten, hatte mit ihnen Verhandlungen zu führen oder arbeitete mit ihnen an der Lösung herangereifter Probleme.

Das langjährige Vertrauensverhältnis zu Hermann Abendroth setzte sich während meiner Tätigkeit im Ministerium für Kultur fort. Bei seinen regelmäßigen Besuchen brachte er seine – wie er sie nannte – „Pischnermappe" mit, in der sich alles befand, was wir fleißig Punkt für Punkt „abarbeiteten", bis zu persönlichen Problemen von Musikern und Orchesterwarten, die gelöst werden mußten. Mir ist gerade diese Seite seines Wesens, der engagierte Einsatz für die Belange seiner und nicht nur seiner Musiker, immer sehr bemerkenswert erschienen.

Abendroth erledigte zeit seines Lebens ein riesiges Arbeitspensum. Auch hierin sollte er Vorbild für nachfolgende Generationen sein. Wie oft mußte ich ihn, wissend um seine Belastungen, zu der einen oder anderen wichtigen Gastspielreise ins Ausland überreden.

In den ersten Aufbaujahren unserer Republik, die ja auch zugleich Jahre des Anknüpfens neuer Beziehungen in Ost und West und insbesondere zu den sozialistischen Staaten waren, wurde Abendroth zu einem echten kulturellen Botschafter unseres Landes. Als ich ihn eines Tages bat, ein Angebot für Gastkonzerte in Polen anzunehmen, sagte er mir im Prinzip zu, machte aber den Vorbehalt, er müsse erst abwarten, ob sich nach einer Untersuchung eine Operation als notwendig erweise. In diesem Falle werde er mir ein Telegramm ohne Angabe der Krankheit zukommen lassen. Die Absage erfolgte und nicht nur das. Wenige Tage nach der Operation, die heute in den meisten Fällen ohne Komplikationen abläuft, mußten wir von seinem Tode erfahren.

Meine Frau, damals noch Mitglied der Solistenvereinigung, und ich befanden uns im Mai 1956 gerade mit Helmut Koch, seinen Chören und dem Rundfunk-Sinfonieorchester, dessen Chefdirigent Abendroth nach wie vor war, zu Gastkonzerten in Paris. Als ich am Abend vor der Aufführung der h-Moll-Messe von Bach ins Hotel kam, fand ich ein Telegramm mit der schmerzlichen Nachricht vor. Ich entschloß mich, diese Nachricht vor der Aufführung niemandem, auch Helmut Koch nicht, mitzuteilen. Aber als ich während des Konzerts am Cembalo saß und das Sanctus hörte, konnte ich meine Erschütterung kaum verbergen. Ich hatte dann noch den schweren Auftrag, im Weimarer Nationaltheater die Trauerrede für Hermann Abendroth zu halten. Es sollte nicht der letzte Abschied sein, den ich von einem großen Künstler nehmen mußte.

Während meiner Zeit im Ministerium für Kultur festigte sich die Freundschaft und Zusammenarbeit auch mit Franz Konwitschny. Er war ein Urmusikant. Virtuos vermochte er am Flügel in einer Gesellschaft begeistert und begeisternd Ausschnitte aus dem „Rosenkavalier" vorzutragen. Mehrfach hatte ich Gelegenheit, mit ihm zu musizieren, wobei er selbst vom zweiten Cembalo aus dirigierte, etwa bei unseren Leipziger Konzerten mit dem Gewandhausorchester, bei den Aufführungen der Brandenburgischen Konzerte in Berlin und bei Bach-Konzerten in Rostock.

Unvergeßlich bleiben Konwitschnys Opernabende an der Deutschen Staatsoper. „Fidelio", „Der Ring des Nibelungen", „Die Frau ohne Schatten" und „Die Hochzeit des Figaro" wurden zu glanzvollen künstlerischen Ereignissen. Gleiches gilt für viele seiner Schallplatteneinspielungen, nicht nur der Beethoven-Sinfonien, sondern auch zum Beispiel seiner Aufnahmen mit David Oistrach. Als wir uns gemeinsam mit dem Ehepaar Konwitschny bei uns zu Hause seine letzte Einspielung der Vierten Sinfonie von Beethoven – bekanntlich ein schwierig zu interpretierendes Werk – anhörten, rief er, nicht aus Eitelkeit, sondern aus innerer Freude heraus, bei einer besonders gelungenen Stelle: „Pischner, hör dir das an, ist das nicht wunderschön geworden?" Gerührt wischte er sich die Tränen aus den Augen. Er konnte sich voller Naivität seinen Empfindungen hingeben.

Ein neuer Dirigent

1956 war zum erstenmal die Leningrader Philharmonie in der Deutschen Demokratischen Republik zu Gast. Die Leitung lag in den Händen ihres weltberühmten Chefdirigenten Jewgeni Mrawinski. Die Leningrader brachten aber noch einen zweiten Dirigenten mit, dessen Name mir durch Gespräche mit sowjetischen Freunden durchaus vertraut war: Kurt Sanderling. Er dirigierte bei uns auf sehr beeindruckende Weise unter anderem die Zweite Sinfonie von Beethoven und die Zweite Sinfonie von Rachmaninow. Ich wußte, daß er, der 1933 in die Sowjetunion emigriert war, schon als junger Kapellmeister an der Oper in Berlin-Charlottenburg gearbeitet hatte. Es lag nahe, ihn zu fragen, ob er nicht nach Berlin zurückkehren wolle. Nicht jedes Spitzenorchester besaß damals einen eigenen Chef, sondern in einigen Fällen wirkte ein Dirigent als Chef mehrerer Orchester, beispielsweise Abendroth und Konwitschny. Sanderling verhielt sich absolut fair. Er sagte mir, daß er dankbar sei für die künstlerischen Möglichkeiten, die man ihm nach seiner Emigration in der Sowjetunion geboten habe, daß er zwar an einer Tätigkeit in der Deutschen Demokratischen Republik interessiert sei, von sich aus aber in dieser Angelegenheit nie etwas unternehmen werde. Etwas anderes sei es, wenn über einen solchen Wechsel auf zwischenstaatlicher Ebene eine Übereinstimmung erzielt werde. Da sich Alfred Kurella für Sanderling einsetzte, kam es nach geraumer Zeit zu dem gewünschten Ergebnis.

An drei traditionsreichen Orchestern waren damals die Chefpositionen frei: an der Dresdner Staatskapelle, am Gewandhausorchester und am Berliner Rundfunk-Sinfonieorchester. Sanderling aber entschloß sich für ein neugegründetes Orchester: das Berliner Sinfonieorchester. Er gab eine frappierende Begründung: „Bei den traditionsreichen Orchestern kann ich probieren, soviel ich will, am Abend kommt dann doch meist die Interpretation heraus, die die Musiker seit Jahrzehnten gewohnt sind. Mit einem nicht so von Tradition belasteten Orchester habe ich eine viel größere Chance, meine Konzeption zu verwirklichen."

So lernte ich Kurt Sanderling vom ersten Tag an als einen Kollegen mit überzeugten und nicht beiseite zu schiebenden, wohl überlegten und argumentierten Standpunkten kennen. Das sollte sich auch später einmal in einem Gespräch über die Aufführung eines Orchesterwerkes zeigen. In der bildenden Kunst gab es noch keine rechte Klarheit über die Stellung zu dem Maler Paul Klee, speziell zu seinem Bild die „Zwitschermaschine". Nun hatte ein Komponist, Giselher Klabe, danach ein Orchesterstück geschrieben. Kurz und gut: Eigentlich sollte ich Sanderling die Aufführung dieses Werkes ausreden. Er argumentierte jedoch ruhig und sehr sachlich mit einer solchen Qualität, daß sich von meiner Seite aus kein Widerspruch ergeben konnte.

Die notwendigen Sicherungsmaßnahmen unseres Staates am 13. August 1961 blieben nicht ohne Folgen für unsere Berliner Theater und Orchester. Besonders betroffen war die Staatskapelle. Man versuchte von „drüben", diesen über Jahre gewachsenen berühmten Klangkörper zu zerschlagen. Dementsprechend war der ausgeübte psychologische und materielle Druck auf die in Westberlin wohnenden Mitglieder der Staatsoper. Viele konnten daraufhin ihre Arbeitsaufgaben nicht mehr wahrnehmen, und frohlockend erschien die Schlagzeile: „Die rote Oper ist tot." Doch man sollte sich irren. Viele sprangen in dieser schwierigen Situation dem verdienstvollen Intendanten und seinen treuen Mitstreitern zur Seite. In aufopferungsvoller Arbeit gelang es, vor allem auch mit Hilfe von Künstlern anderer Theater der Deutschen Demokratischen Republik und aus anderen sozialistischen Ländern den Spielbetrieb zu sichern. Natürlich entstanden dadurch wieder neue große Lücken, die es zu schließen galt. Es gab eine Weisung, die Dresdner Staatskapelle zu erhalten. Auch das Orchester der Komischen Oper sollte unangetastet bleiben. Die Berliner Staatskapelle mußte vor allem mit Musikern des Rundfunk-Sinfonieorchesters neu formiert werden. Das auf diese Weise dezimierte Rundfunk-Sinfonieorchester erhielt dafür das Vorrecht, Musiker aus anderen Orchestern und Absolventen der Hochschulen zu verpflichten. Nur das Berliner Sinfonieorchester ging leer aus. Als zuständiger Stellvertretender Minister fühlte ich mich aber verpflichtet, auch diesem Orchester zu helfen. Ich räumte Sanderling daher gleichsam inoffiziell das Recht ein, begabte Studenten aus den Hochschulen zu engagie-

Sicht

ren. Mehrmals im Monat erschien er nun, um mir einen für sein Orchester geeigneten Kandidaten, oft erst aus dem dritten Studienjahr, zu benennen. Ich handelte mir damit manchen Ärger ein, weil ich gegen bestehende Beschlüsse verstieß. Der Erfolg hat schließlich Sanderling und mir recht gegeben. Mit den jungen Musikern begann der Aufstieg des Berliner Sinfonieorchesters. Sanderling sagte einmal: „Dirigieren heißt, das innen vollkommen Gehörte mit gleicher Vollendung in der Materie hörbar zu machen." Seine enorme Arbeitsintensität konnte ich mehrfach bei gemeinsamem Musizieren erleben. Auch auf Instrumentalkonzerte bereitete er sich äußerst konzentriert vor. Mit Freude und Dankbarkeit erinnere ich mich der gemeinsamen Einspielung der Cembalokonzerte von Bach für die Schallplatte.

Sieger im Briefschreiben

Als ich die Staatsoper übernahm, gab es keinen musikalischen Chef. Nach dem Tode von Franz Konwitschny mußte ein neuer bedeutender Dirigent für das Haus gewonnen werden. Ich fand ihn in Otmar Suitner, dem damaligen Chefdirigenten der Dresdner Staatskapelle.

Otmar Suitner trug wesentlich zur Stabilisierung der Arbeit bei. Erst mit seiner Berufung besaß das Orchester der Staatsoper nach 1945 zum erstenmal wirklich einen musikalischen Chef. Konwitschny konnte bei seinen vielen Verpflichtungen in Berlin nur relativ kurze Gastspiele geben.

Suitner kennt sehr genau die spezifischen Erfordernisse der unterschiedlichsten Komponisten. Über Richard Strauss meinte er einmal: „Da gibt's Stellen, da darf man gar nicht so exakt schlagen, da muß man so ein bissel rumrühren, dann wird das erst richtig." Bemerkenswerterweise berichtete Herbert von Karajan vor einigen Jahren bei einer Pressekonferenz von einer ganz ähnlichen Äußerung, die Richard Strauss ihm gegenüber in den vierziger Jahren gemacht hatte.

Wer Suitner näher kennenlernt, wird einer vielseitigen Bildung begegnen, einem großen literarischen Wissen und der Kenntnis der letzten Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt. Außerdem – und das kennen wir ja auch von Brecht – besitzt er eine reichhaltige Bibliothek mit Kriminalromanen, von der ich selbst gelegentlich profitierte. An einem Geburtstag fand ich ein Bücherpaket auf meinem Schreibtisch mit einem Brief Suitners dabei, in dem es hieß: „Sehr geehrter Herr Intendant, da sich eine Persönlichkeit in Ihrer gehobenen Stellung immer wieder mit den Werken der Weltliteratur zu beschäftigen hat, erlaube ich mir, Ihnen zehn solcher Werke zu überreichen." Als ich das Paket öffnete, waren es zehn Kriminalromane.

Wenn Suitner im Hause war, kam eine Zeitlang geradezu eine Flut von Briefen von ihm auf meinen Schreibtisch. Als mir das doch einmal zuviel wurde, sagte ich zu meiner Sekretärin: „Jetzt machen wir folgendes: Der verehrte Herr Generalmusikdirektor bekommt jeden Brief prompt, und zwar in der nächsten Viertelstunde, beantwortet." Das geschah eine Woche lang. Dann kam Suitner zu meiner Sekretärin und erklärte: „Grüßen Sie Ihren Chef schön und sagen Sie ihm, im Briefeschreiben ist er Sieger geblieben."

Es waren und sind immer große Opernabende, wenn Suitner beim „Tristan" am Pult steht. Er liebt es aber auch, mit diesem Werk seine Bonmots zu machen. Heinz Fricke (Dirigent – d. Red.) besitzt ein Motorboot. Suitner wollte gleichfalls eines in den Berliner Gewässern haben. Fricke bestellte daher bei einer ihm bekannten Werft für Suitner ein Motorboot. Es verging viel Zeit, und Suitner wartete noch immer auf sein Wasserfahrzeug. Als Fricke erstmals in Madrid den „Tristan" dirigierte, erhielt er von Suitner ein Telegramm: „Wünschen zum ‚Tristan' toi, toi, toi. Beachte Partitur Seite... und szenische Anweisung." Fricke schaute auf der angegebenen Seite nach, da stand: „Kurwenal (niedergeschlagen): Noch ist kein Schiff zu sehen!"

Vor einigen Jahren wurde Suitner in der Nachfolge des verdienten Dirigenten und Musikerziehers Hans Swarowsky an die Wiener Musikakademie berufen. Es zeugt für sein Ansehen, daß die Professoren der Akademie diese Nominierung einstimmig beschlossen. Seitdem teilt Suitner seine Tätigkeit zwischen der Deutschen Staatsoper und seinem Wiener Lehramt.

Die „Ehe", so möchte ich die künstlerische Verbindung zwischen mir und Suitner nennen, ist die längste geworden, die es in den letzten zwanzig Jahren zwischen einem geschäftsführenden Generalmusikdirektor und einem Intendanten gegeben hat. In diesen zwei Jahrzehnten konnten wir dem Publikum mehr als tausend Konzerte mit fast hundert Uraufführungen bieten. Es gehörte zur guten Tradition des Hauses, daß auch viele hervorragende Dirigenten aus der Deutschen Demokratischen Republik und aus der ganzen Welt als Gäste am Pult der Staatsoper wirkten.

Wie aus dem Jenseits

Ein Gastspiel ragt in der Geschichte der Staatskapelle besonders heraus. Es war mir gelungen, Sergiu Celibidache, den Celi, wie ihn Freunde auch kurz nennen, zu gewinnen. Als er 1985 mit seinem Orchester, den Münchener Philharmonikern, an den Berliner Festtagen teilnahm, wurden Erinnerungen in mir wach. Er, der nach dem Kriege die Berliner Philharmoniker aufgebaut hatte, dirigierte später jahrelang nicht mehr in Berlin. Vor etwa fünfzehn Jahren war es mir beim „Prager Frühling" gelungen, ihn für Konzerte bei uns zu gewinnen. Es war nicht ganz einfach. Als wir den finanziellen Teil hinter uns hatten, glaubte ich, jetzt käme das leichtere Thema unseres Gesprächs: Programm und Probendisposition. Ich wurde wohl leichenblaß, als Celi für ein Konzert zehn Proben forderte, ein ganz ungewöhnlicher Anspruch. Üblich sind etwa fünf Proben für ein Konzert. Er war unerbittlich. Was würden meine Musiker sagen? Er erläuterte mir seinen Standpunkt, aus einem Spitzenorchester sei mehr herauszuholen, und er brauche daher so viele Proben. Schließlich einigten wir uns auf neun Proben. Celibidache kam nach Berlin. Die erste Probe fand statt, klopfenden Herzens spionierte ich in der Pause, was die Kollegen des Orchesters für Gesichter machten. Sie strahlten, und einer von ihnen eröffnete mir: „Chef, mit dem Dirigenten fünfzehn Proben."

Das war die Widerspiegelung seiner einmaligen pädagogischen Probenarbeit. Er brachte die Musiker dazu, in ganz anderer Weise aufeinander zu hören. Selbstlos stand er in der Freizeit jungen Dirigenten unserer Republik beratend zur Verfügung. Seine Proben finden immer auswendig unter genauester Kenntnis der Partitur statt. Auch 1985 bewies er, daß er ein einmaliger Klangregisseur ist. Das Pianissimo der Skythischen Suite von Prokofjew kam seinerzeit in unserem Orchester wie aus dem Jenseits.

In den ersten Jahren der Republik: Hermann Abendroth dirigiert die Berliner Staatskapelle.

Im nächsten Heft:
Als die Knöpfe rollten

Foto: Verlag der Nation

Universitätsplatz Rostock

Eine Beitragsfolge von Prof. Dr. Werner Rietdorf, Institut für Städtebau und Architektur der Bauakademie der DDR

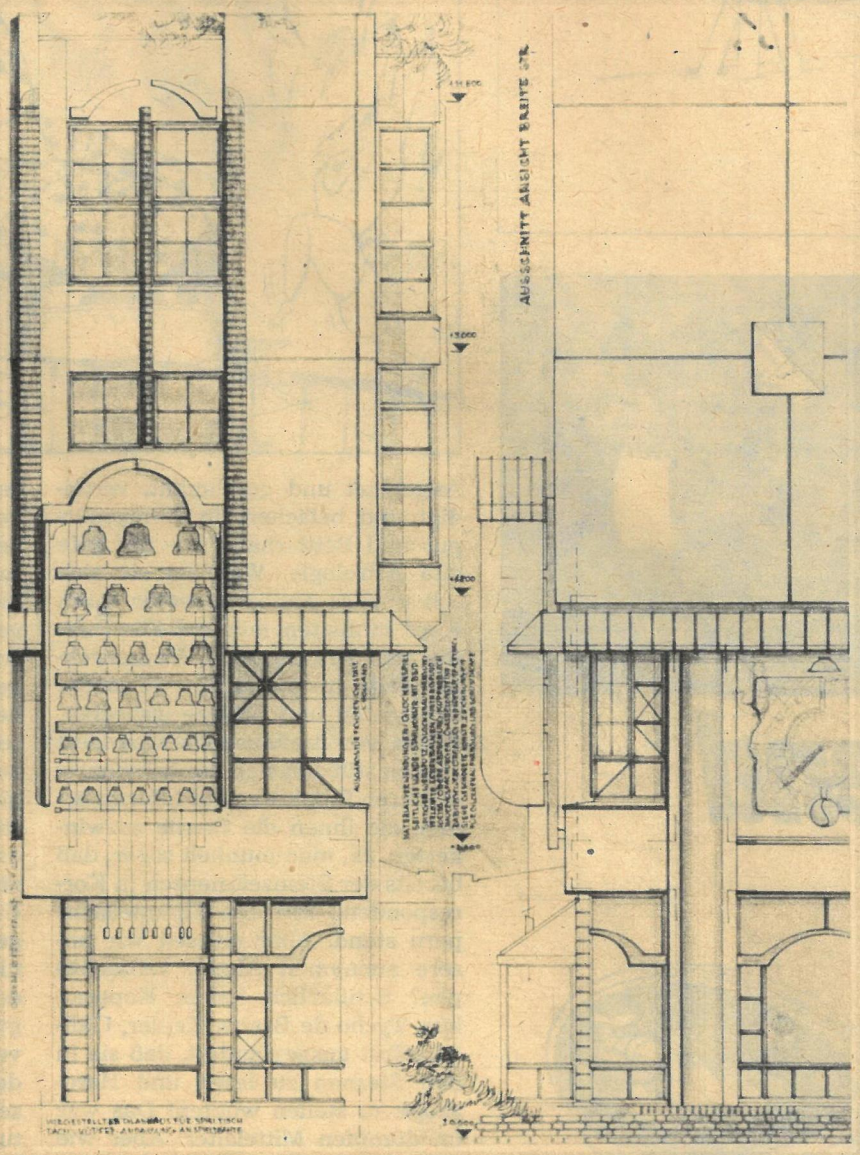
Es hat sich längst herumgesprochen: Die Rostocker Bauleute verstehen es, ihrer Stadt, ihren Neubauten und ihren neuen Wohngebieten ein eigenes Kolorit zu geben. Rotbraune Klinkerfassaden, weiß abgesetzt und ideenreich mit bildkünstlerischen Details geschmückt, gehören seit Jahren zum „Erkennungszeichen" der Architektur des Küstenbezirks.

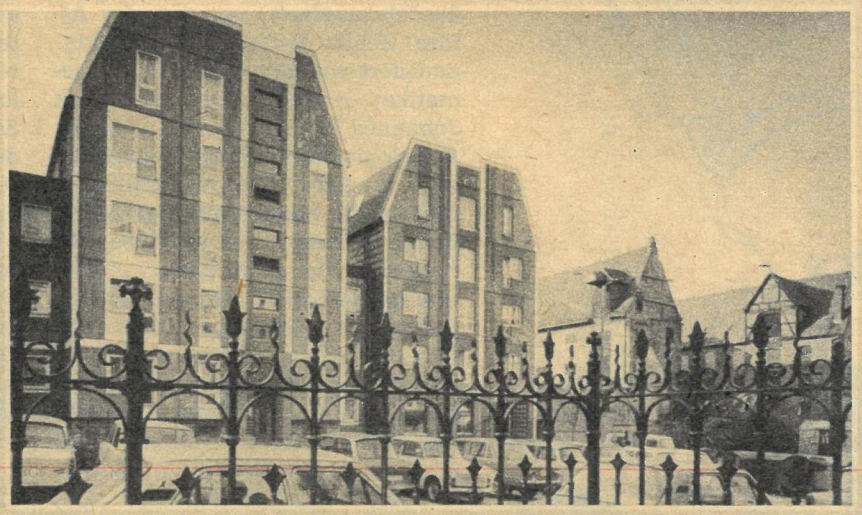
Das Bemühen um eine landschaftstypische und einprägsame architektonische Gestaltung im Rostocker Raum hat schon eine längere Tradition. Davon zeugen sympathische Wohngebiete aus den zwanziger Jahren, davon zeugt insbesondere die Neubebauung der Rostocker Langen Straße, die 1953 begann. Hierbei wurde der gestalterische Bezug zur norddeutschen Backsteinbaukunst jedoch noch mit traditionellen Baumethoden realisiert. Eingeordnet in das Programm zur Lösung der Wohnungsfrage als soziales Problem bis 1990, entsteht gegenwärtig nördlich der Langen Straße bis hin zum südlichen Warnowufer für über 600 Familien ein innerstädtisches Wohngebiet (Foto rechts),

Heute und morgen in unserer Stadt (Schluß)

dessen mehrgeschossige Häuser in industrieller Großplattenbauweise errichtet werden. Gemeinsam mit dem Chefarchitekten der Ostseestadt, Prof. Dr. Rudolf Lasch, haben die Architekten des Wohnungsbaukombinates Rostock unter Leitung von Oberingenieur Erich Kaufmann dafür eine städtebaulich-räumlich sehr interessante Lösung gefunden. Durch die dabei verwendete Giebelstellung der Häuser, die spezifische „Dachlandschaft“, und die Einordnung von Eckkneipen, Läden und Dienstleistungseinrichtungen in die Erdgeschoßzone der Bauten entsteht ein Wohnmilieu, das den Bedürfnissen unserer Zeit Rechnung trägt und zugleich an historische Straßen- und Platzstrukturen anknüpft. Zwar fehlen momentan noch die für den Gesamteindruck nicht unwichtigen Elemente wie Straßenlampen und Bäume, Gehwege, Bänke und Brunnen, und so sollte man endgültig erst urteilen, wenn alles fertiggestellt ist.

Fertig wurde jedoch nach nur knapp zweijährigen Bauzeit im April dieses Jahres das neue Bauensemble an der Nordseite des Universitätsplatzes. Nach dem Entwurf von Prof. Peter Baumbach, Hauptarchitekt im Wohnungsbaukombinat, entstanden hier 143 neue Wohnungen sowie eine Reihe attraktiver gesellschaftlicher Einrichtungen, die hoch in der Gunst der Rostocker und ihrer Gäste stehen. Mit eigenständiger, persönlicher „Handschrift“ hat der Architekt einen Gebäudekomplex geschaffen, in dem Wiederholung und Abwechslung, Thema und Variation wie in einer feinsinnigen musikalischen Komposition im Gleichklang schwingen. Buchstäblich bis hin zu den selbst entworfenen Türklinken hat Peter Baumbach mit diesem „Fünfgiebelhaus“ (großes Foto) ein Beispiel dafür gegeben, wie landschafts- und ortstypische Gestaltungselemente in unsere neue Architektur übernommen werden können. Erstaunlich, wie aus wenigen, immer wieder variierten Bauelementen die abwechslungsreiche Gestaltung der Fassaden gelang (Zeichnung von Fassadendetails der Eckbebauung). Reizvoll und attraktiv auch die diversen gastronomischen Einrichtungen und Läden, die von den Stadtvätern originelle, seefahrtsverbundene Namen erhalten haben. Gewiß – das, was hier die Neugestaltung des Fußgängerbereichs Kröpeliner Straße/Universitätsplatz abrundet, kann woanders so nicht wiederholt werden. Das Anliegen der Rostocker aber, ortstypisch zu bauen, ist inzwischen schon längst nicht mehr auf ihre Stadt beschränkt geblieben. Wenn im März 1987 die Architekten unseres Landes auf ihrem 9. Bundeskongreß in Berlin über ihren Beitrag zur Erhöhung der Qualität und Effektivität des Bauens beraten, wird auch diese Frage bestimmt dazugehören.



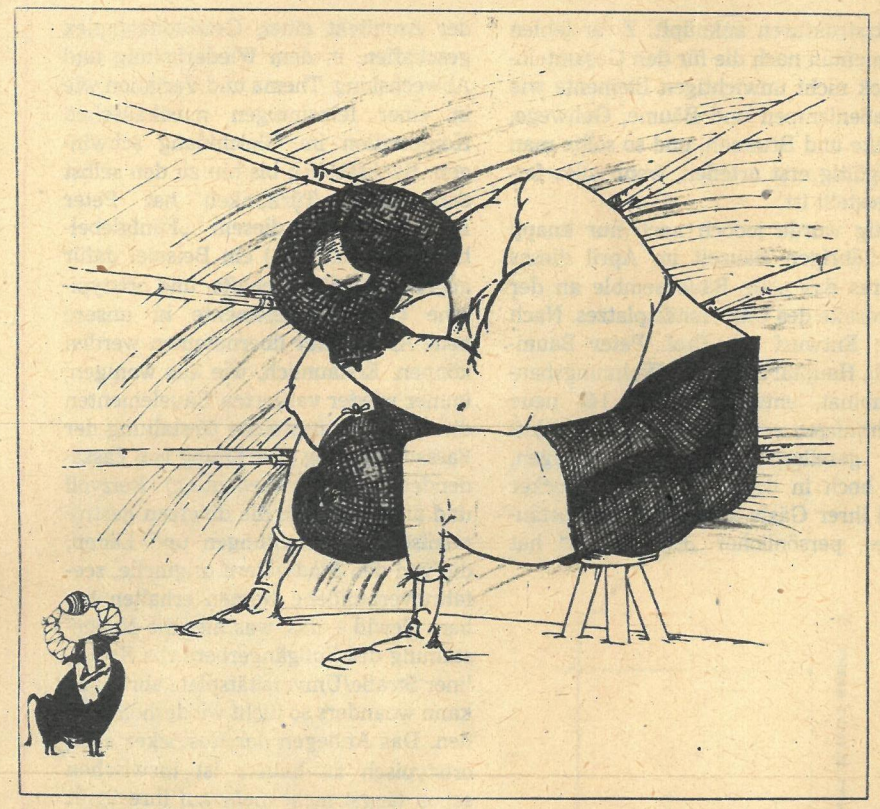


Zeichnung: Prof. Peter Baumbach
Fotos: Detlev Steinberg

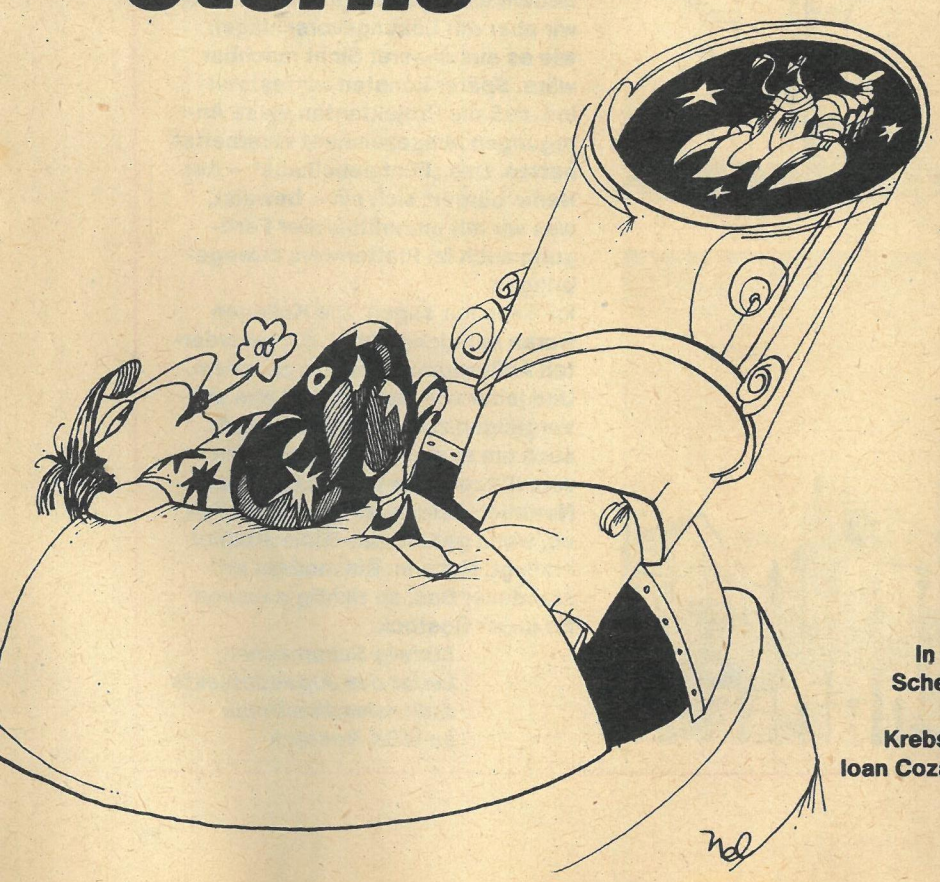
Die Entwürfe für die Bauten in der nördlichen Altstadt wurden uns Plattenwerkern von den Architekten sehr früh vorgelegt. In den Brigaden begann eine lebhafte Diskussion: Die Kollegen waren gleich Feuer und Flamme. Es galt nun, sich darüber zu einigen, was möglich ist und was nicht geht, was ökonomisch vertretbar ist und was nicht. Wo wir als Produzenten der Bauelemente Bedenken anmelden mußten, kamen wir aber mit Lösungsvorschlägen, wie es aus unserer Sicht machbar wäre. Später konnten wir feststellen, daß die Projektanten diese Anregungen ausgezeichnet verarbeitet hatten. Das „Fünfgiebelhaus“ – der Name bürgert sich ein – beweist, was wir mit monolithischer Fertigung auch im Plattenwerk zuwegebringen.

Ich kann nur sagen: Die Kollegen waren mit Liebe dabei, die geforderten Außenwandelemente zu liefern. Und jeder von uns spaziert nun mit Vergnügen zum Universitätsplatz, auch um auswärtigen Besuchern vorzuführen, was da gelungen ist. Natürlich passen wir dazu eine Zeit ab, wenn gerade das Glockenspiel erklingt. Kurzum: Ein modern entstandener Bau, so richtig passend für unser Rostock.

Ludwig Schumacher,
Leiter des Jugendobjekts
Außenwandfließreihe
im WBK Rostock



Sie und Er und tausend Sterne



In den Scheren des Krebses: Ioan Cozacu.

Gefühle sind bei ihm nur langsam zu wecken, sind sie erwacht, dann in ungestümer Form.

Sie hat selten Kraft aufzuhören, wenn es am besten schmeckt.

Angebetet und geschmäht, verteidigt und belächelt, in Königspurpur und Bettlerhadern – die gute alte Astrologie. Was hat sie sich schon alles anhören, wofür ihren Kopf hinhalten müssen! Für Sintflut und Feuersbrunst, Heuschreckenplage und Hofintrige, verlorene Schlachten und Schierlingsbecher. Schon vor dreitausendfünfhundert Jahren stützten sich die Babylonier bei ihren Prognosen auf Informationen, die ihnen die Sterne zuzwinkerten. Ja, man munkelt sogar, daß bereits der Steinzeitmensch in Korrespondenz mit den Himmelskörpern stand. Aber müssen wir unsere anonymen Ahnen verdächtigen? Schließlich haben Kopernikus, Tycho de Brahe, Kepler, Galilei selbst ausgeplaudert, daß sie in den Sternen zu lesen und Horoskope zu stellen wüßten! Das war im dumpfen Mittelalter. Aber wie ziehen wir, die Aufgeklärten des 20. Jahrhunderts, uns aus der Affäre? Schlau natürlich. Großmütigamüsiert wie der verdiente Mathematiker, Astronom und Steinbock Johannes Kepler: „Es ist wohl die Astrologie ein närrisch Töchterlein, aber, du lieber Gott, wo wollt ihre Mutter, die hochvernünftige Astronomie bleiben, wenn sie diese närrische Tochter nicht hätte!…“ Diesem närrischen Töchterlein hat sich nunmehr ein Mann genähert. Ioan Cozacu heißt er und wurde vor 33 Jahren im rumänischen Cluj geboren. Am 27. Juni. Woraus erhellt: Der Mann ist Krebs. Und was lesen wir bei Cozacu über die in diesem Tierkreiszeichen Geborenen? „Unbehindert von seinen edlen Gefühlen, ist sein Aufstieg ein steter Neubeginn.“ Das wird sehr schön klar bei der bildlich umgesetzten Aussage des Horoskops (rechts). Vergleichen wir diese aber mit dem Eigenbildnis des Künstlers (links unten), so sind gewisse Abweichungen im Lebensstil nicht zu übersehen. „Schon wahr“, sagte Cozacu, „es scheint Modifikationen zu geben. Bei mir verlaufen die Neubeginne weniger stressig. Doch kaum stehe ich auf dem ersehnten Gipfel, da reizt mich in der Ferne schon ein anderer, noch viel schönerer.“ Und so erspähte er nach einjährigem Architektur-Studium in Rumänien, fünfjähriger Ausbildung an der Hochschule für Industrielle Formgestaltung in Halle und talentvoller Arbeit als Möbel-Entwerfer den Gipfel, der ihm die Erfüllung seiner Sehnsüchte verhieß: Karikaturist zu werden. Leipziger Künstler nahmen ihn in ihre Seilschaft auf. Inzwischen hat er seine Visitenkarten mit dem Künstlernamen NEL in Büchern, Zeitschriften, Kalendern abgegeben.

Sein neues Büchlein „Immer Widder-Fisch“ kündet von einer wahren Sternstunde. Satirische Bild- und Wortspielereien mit dem Sinn und vor allem dem Unsinn der Astrologie. Zwischenmenschliche Beziehungen sind’s vor allem, auf die Cozacu höchst amüsant sein Objektiv richtet.

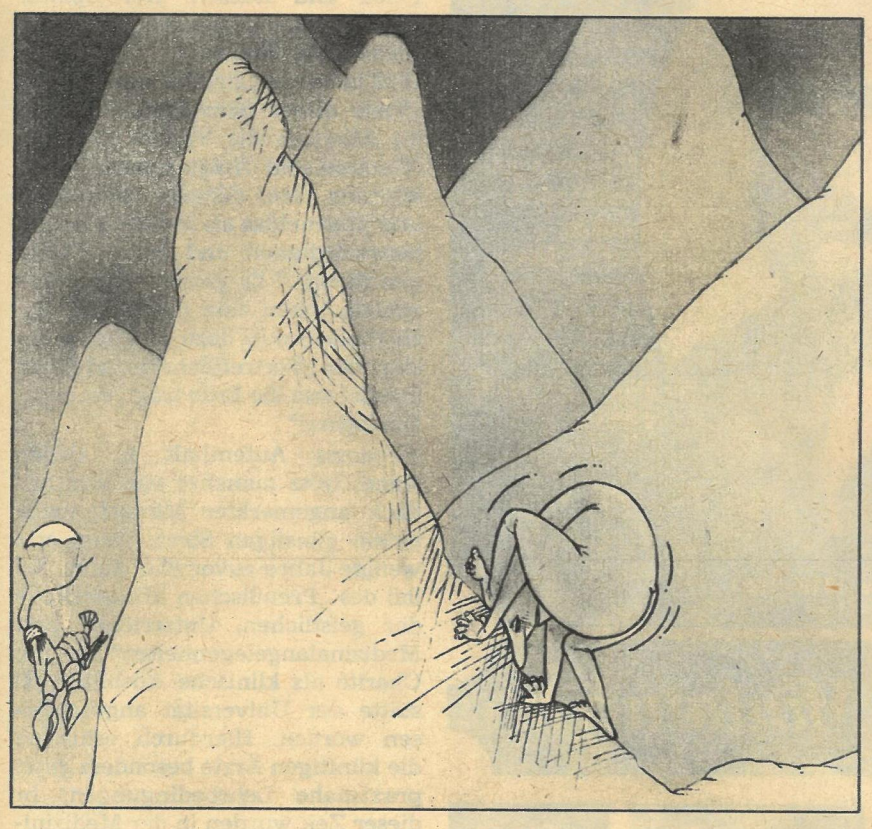
Aus dem Horoskop: NELs astrologischer Ratgeber soll noch in diesem Jahr im Eulenspiegel-Verlag erscheinen! Falls die Sterne wirklich nicht lügen!

Karin Kopp

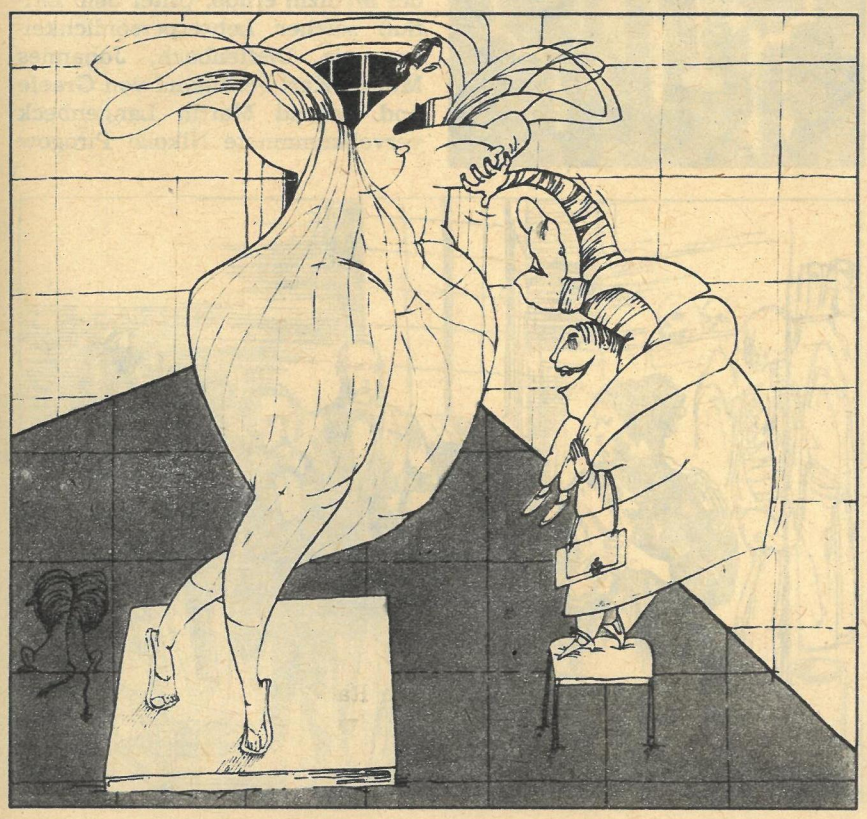
KREBS
23. 6. bis 22. 7.

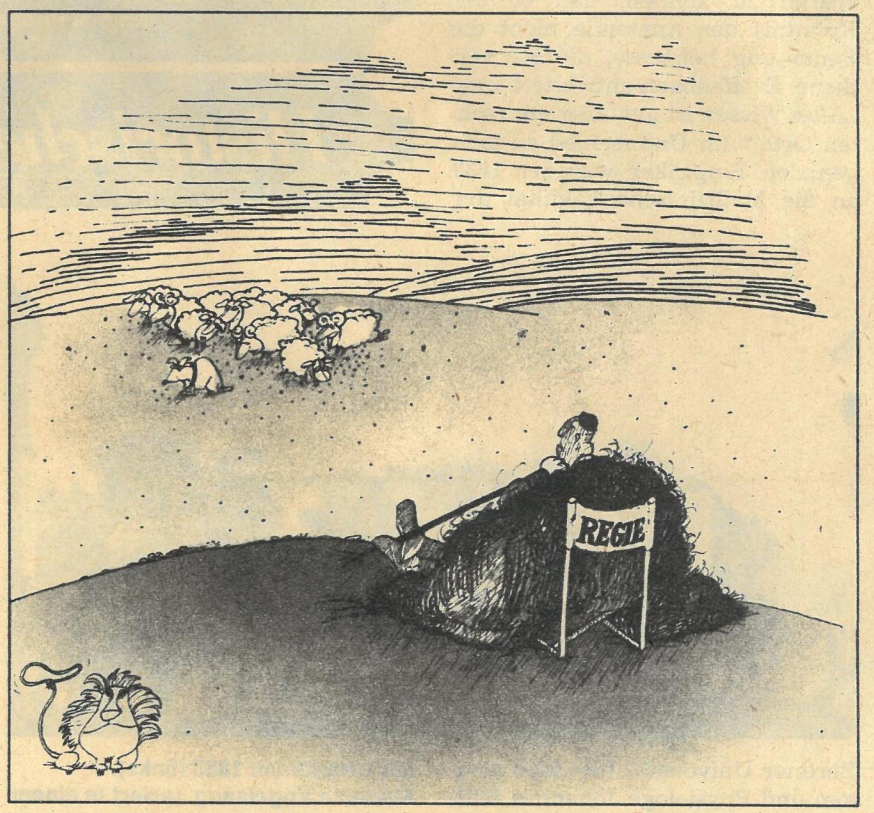
Unbehindert von seinen edlen Gefühlen, ist sein Aufstieg ein steter Neubeginn.

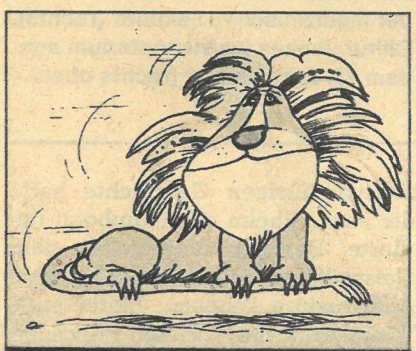
Ihr Verlangen, stets jemanden zu haben, an dessen Sorgen sie teilnehmen darf, macht sie zur begehrten Partnerin für Haus und Garten.



Sie stachelt ihren Mann zu Taten an, die er allein nie gewagt hätte.



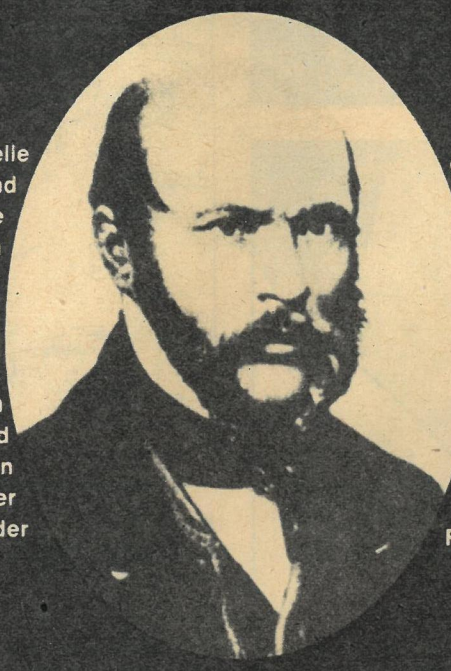




LÖWE
23. 7. bis 23. 8.

Was er will, soll sein, den Rest können andere erledigen.

Aus dem Tagebuch eines alten Arztes



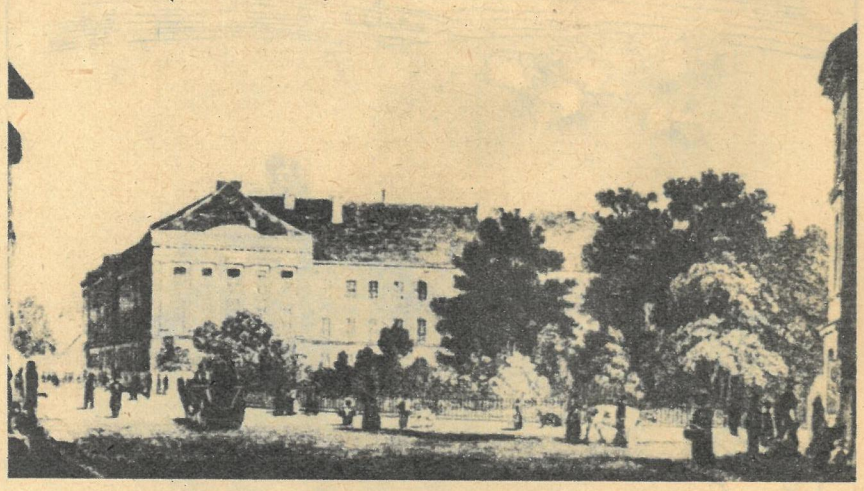
Kulturelle und politische Beziehungen der Gegenwart haben ihre Vorläufer. Verborgenem und Vergessenem in der Geschichte der deutsch-russischen, deutsch-sowjetischen Beziehungen nachspüren wollen die an dieser Stelle erscheinenden kleinen kulturhistorischen Feuilletons.

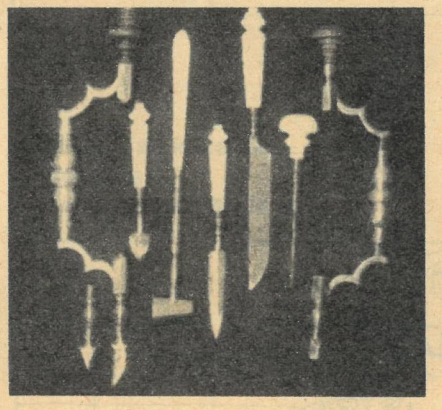
Nikolai Pirogow 1810–1881

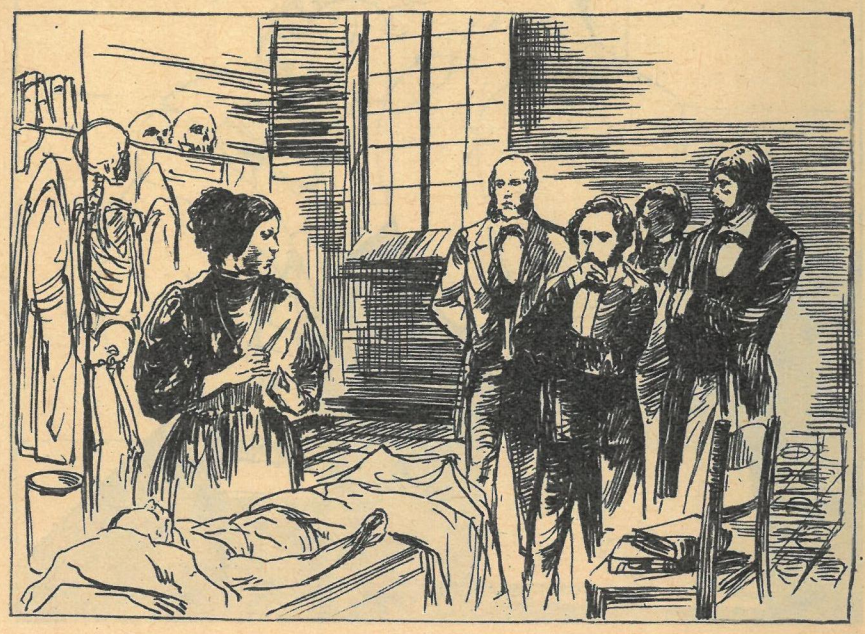
Historische Miniaturen

Es war nicht einfach für Nikolai Pirogow, sich unter die neugierige Menge zu mischen, die sich da in einem nicht sehr großen Raum der Berliner Charité anno 1830 um den Seziertisch drängte. Immerhin eine Sensation, denn der Prosektor, der gerade mit geschicktem Schnitt einer Leiche die Bauchdecke öffnete, war – eine Frau. Und, wie Pirogow später in seinem „Tagebuch eines alten Arztes" erstaunt feststellte, eine Hebamme, eine Nichtärztin, eine gewisse Madame Vogelsang. Dennoch mochte Pirogow wohl dieser Frau seinen Respekt nicht versagen, wenn er gleichzeitig bemerkte, daß anerkannte Wissenschaftler, wie beispielsweise einer seiner Lehrer, der äußerst tüchtige und populäre Operateur Johannes Friedrich Dieffenbach, wenig Wert auf exakte anatomische Studien legten. Dieffenbach, 1829 als Chirurg an die Charité verpflichtet, forderte vom Chirurgen vor allem Geistesgegenwart und die Kunst des Improvisierens. „Und in der Tat", erinnerte sich Pirogow, „war er (Dieffenbach, d. R.) in plastischen Operationen geradezu ein Originalgenie. Dieffenbachs Erfindungsgabe in dieser chirurgischen Spezialität war unbegrenzt." Trotzdem glaubte Pirogow, ihm den Vorwurf nicht ersparen zu können, daß er der Kenntnis der Anatomie nicht die Bedeutung beimesse, die sie verdiene. Dieffenbach antwortete ihm: „Alles Wissen ist gut, aber am rechten Orte." Im Unterschied zu dem genialen Empiriker war der 1833 an die Medizinische Fakultät der Berliner Universität berufene Anatom und Physiologe Johannes Müller ein Systematiker. Er betrachtete die verschiedenen Untersuchungsgebiete in engem Zusammenhang. Nikolai Pirogow hatte, als er durch Dieffenbach, Müller und andere namhafte Mediziner der Berliner Universität neue Einsichten gewann, bereits sein Doktordiplom in der Tasche. Im Gründungsjahr der Berliner Universität (1810) in Moskau geboren, war er nach einem schon mit siebzehn Jahren abgeschlossenen Studium der Anatomie und Chirurgie in seiner Heimatstadt Anfang der dreißiger Jahre nach Berlin gekommen. In ihrer zwanzigjährigen Geschichte hatte die von Wilhelm von Humboldt initiierte Berliner Universität dem Geistesleben Berlins nachhaltigen Aufschwung gegeben. Bedeutende Wissenschaftler wie der Philosoph Fichte, der Theologe Schleiermacher, der Philologe Wilhelm von Humboldt, der Mediziner Hufeland, die Geographen Ritter und Alexander von Humboldt machten sich um den wissenschaftlichen Fortschritt verdient und wirkten durch die Vermittlung humanistischen Gedankengutes auf den gesellschaftlichen Fortschritt ein. Herausragende Gestalt unter den Hochschullehrern dieser Zeit war der Philosoph Hegel, der den nachfolgenden Generationen von Wissenschaftlern zukunftsweisende Impulse gab. Unter den zu dieser Zeit in Berlin Studierenden waren nicht wenige Ausländer, besonders Polen und Russen. Der Spötter Heine, selbst eingeschrieben in die Universitäts-Matrikel, berichtet 1822 in seinen „Briefen aus Berlin": „Viele dieser Sarmaten (wie man im Altertum die Völker zwischen Weichsel und Wolga nannte, d. R.) könnten den Söhnen Hermanns und Thusneldas als Muster von Liebenswürdigkeit und edlem Betragen dienen." Es gehöre, wie Heine witzelt, schon eine ungeheure Dosis Patriotismus dazu, sich einzubilden, das „Vortrefflichste und Köstlichste, was die Erde trägt, sei ein – Deutscher!"

Pirogows Aufenthalt in Berlin stand, trotz mancher von ihm kritisch angemerkter Mängel, unter einem günstigen Stern. Denn erst wenige Jahre zuvor war durch Erlaß des „Preußischen Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten" die Charité als klinische Ausbildungsstätte der Universität angeschlossen worden. Hierdurch erhielten die künftigen Ärzte besonders gute, praxisnahe Lehrbedingungen. In dieser Zeit wurden in der Medizinischen Fakultät die wichtigsten organisatorischen und personellen Voraussetzungen für eine Entwicklung geschaffen, die Berlin in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in den Rang einer Hochburg der Medizin erhob. Unter dem Einfluß solcher Lehrerpersönlichkeiten wie Dieffenbach, Johannes Müller, Karl Ferdinand von Graefe und Conrad Martin Langenbeck vervollkommnete Nikolai Pirogow





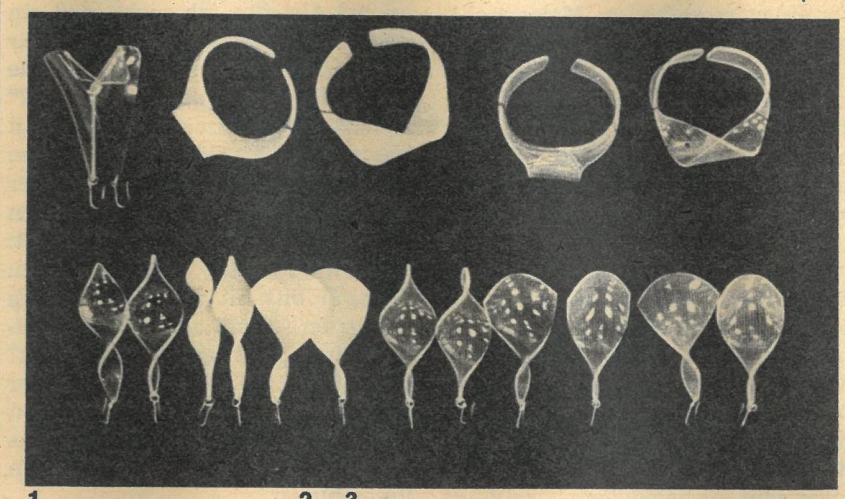


Die Charité um 1833 (links). Madame Vogelsang seziert in einem Raum der Charité vor Studierenden der Medizinischen Fakultät (rechts). Chirurgisches Instrumentarium aus dem 19. Jahrhundert (rechts oben).

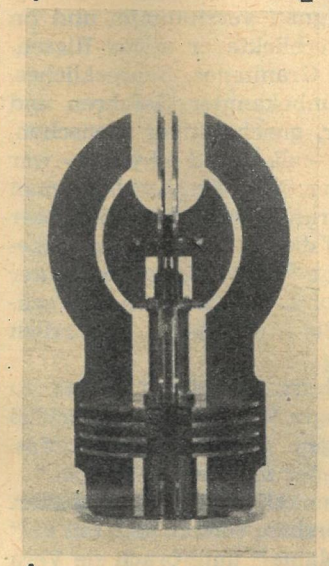
seine medizinischen Kenntnisse und Fähigkeiten. Aber die Lehr- und Wanderjahre sind nun beendet – das Jahr 1836 sieht ihn als Professor der Chirurgie in Dorpat (Tartu, d. R.). Bei seiner Antrittsvorlesung erklärt der Sechsundzwanzigjährige mit Anspielung auf jene kritisch verarbeiteten Eindrücke in Berlin: „Wie es keine Medizin ohne Chirurgie gibt, so keine Chirurgie ohne Anatomie!“ Dieser Satz ist sein Lebensprogramm. Kurze Zeit darauf erscheint sein Werk „Chirurgische Anatomie der Arterienstämme und Faszien“, durch das er die Aufmerksamkeit der Militärärztlichen Akademie in Petersburg erregt. Man beruft ihn als Professor für Hospitalchirurgie an diese Lehrstätte, wo er sogleich an den Aufbau eines bis dahin fehlenden Anatomischen Institutes geht. Hier verwirklicht Pirogow seinen schon in Berlin gefaßten Gedanken, anatomische Studien durch Schnitte am tiefgefrorenen menschlichen Körper zu betreiben. Die von ihm erfundene Gefriertechnik wie auch seine Forschungsergebnisse beschreibt er in einem illustrierten vierbändigen „Atlas der topographischen Anatomie“, einer damals neuen Wissenschaft, welche die gegenseitigen Lagebeziehungen der einzelnen Körperteile und Organe darstellt. Mit der Ausbildung militärärztlichen Nachwuchses ist die Richtung seines weiteren Forschens und praktischen Wirkens bestimmt. Als sich 1847 die kaukasischen Völker gegen die Petersburger Administration erheben und russische Truppen zur Niederschlagung des Aufstandes entsandt werden, begibt sich Pirogow in das Kampfgebiet. Zum ersten Mal sammelt er Erfahrungen auf einem Kriegsschauplatz. Acht Jahre später geht er als Chefchirurg in das während des Krimkrieges von Engländern belagerte Sewastopol. Lew Tolstoi, als Artillerieoffizier ebenfalls in Sewastopol eingeschlossen, schildert in seinen „Sewastopoler Erzählungen“ nicht nur den Heroismus der Soldaten, sondern auch das Versagen der Kommandeure und die Abscheulichkeiten des Krieges. Pirogow, der nicht anders empfand als der Dichter, nennt den Krieg eine „traumatische Epidemie“. Er bekämpft sie auf seine Weise und mit seinen Mitteln, die immer effektiver zu machen er als seine Menschenpflicht ansieht. Dem Krieg so viele Opfer wie möglich zu entreißen, heißt für ihn, die Behandlungsmethoden ständig zu verbessern, die chirurgischen Eingriffe perfekt und schmerzlos auszuführen, den Sanitätsdienst mustergültig zu organisieren. Zur Heilung von Knochenbrüchen führt er erstmalig in seinem Land den Gipsverband ein. Um die Amputation ganzer Gliedmaßen, wenn nicht unbedingt notwendig, zu vermeiden, nimmt er partielle vor, wie die nach ihm benannte Pirogowsche Fußgelenkamputation. Noch vor der Entdeckung Louis Pasteurs kommt er auf empirischem Weg zur Erkenntnis, daß Fäulnisprozesse auf die Einwirkung von Mikroorganismen zurückzuführen seien. „Miasma und Ansteckungsstoff“, schreibt er, „sind ein und dasselbe und werden vom infizierten Organismus produziert.“ An Wundrose, feuchtem Brand und Blutfäulnis Erkrankte isoliert er von anderen Patienten. Dem sogenannten Hospitalbrand versucht er dadurch zu begegnen, daß er die Verwundeten in möglichst viele über das Land verstreute Heilstätten verteilt. Um den Operationsschmerz zu besiegen, wendet er als erster in seinem Land die von dem Bostoner Zahnarzt William Morton eingeführte Äthernarkose an. Da bei Operationen im Bereich des Gesichtes die über die Atemwege erfolgende Ätherisierung hinderlich wäre, erprobt er die Möglichkeit einer Anästhesierung durch den After. Seine auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen gesammelten Erfahrungen und Erkenntnisse faßt er in seinem Werk „Grundzüge der allgemeinen Kriegschirurgie“ zusammen. Nach der Einnahme von Sewastopol durch die Engländer kehrt Pirogow nach Petersburg zurück. Einem scharfen Beobachter und kritischen Geist wie ihm konnten die Ursachen der russischen Niederlage nicht verborgen bleiben. Wie Tolstoi, so machte er in seinem offenherzigen Bericht an die Regierung die Unfähigkeit der Heeresleitung, den Karrierismus vieler Offiziere und die Korruption in der Verwaltung für den verlorenen Krieg verantwortlich. Diese wahrheitsgemäße Darstellung brachte ihm die Ungnade des Zaren ein. Er mußte seinen Dienst an der Petersburger Akademie quittieren. Nachdem er einige Jahre in halber Verbannung als Kurator des Odessaer und Kiewer Lehrbezirks tätig war, wurde er schließlich auch aus dem Schuldienst entfernt. Die Medizinische Fakultät der Universität von Kiew sieht in Nikolai Pirogow zu Recht einen der bedeutendsten russischen Ärzte des 19. Jahrhunderts, der nicht nur als Chirurg, sondern auch als Organisator und Reformer in Kiew Bleibendes hinterlassen hat. In dem in seiner Art ungewöhnlichen Medizinhistorischen Museum von Kiew werden die Verdienste Pirogows um den Fortschritt auch der ukrainischen Wissenschaft umfangreich gewürdigt. Nikolai Pirogow starb 1881 in Petersburg. Auf der Moskauer Pirogowskaja uliza steht sein Denkmal.

Helmut Zemke

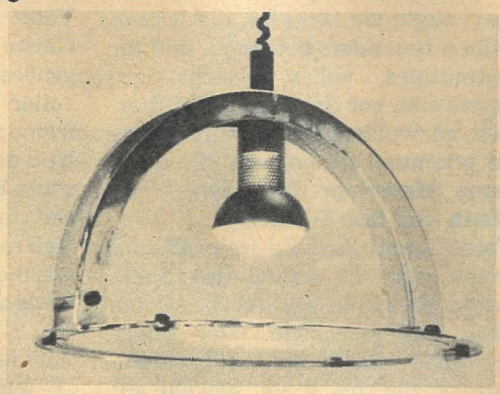
Repros: Zentrale Fotoabteilung des Bereiches Medizin (Charité), Katalog des Medizinhistorischen Museums Kiew, Bildstelle des Zentralen Hauses der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft Berlin.
Zeichnung: Bernhard Kluge



1 2 3



4



1. Judit Sebestyén – Ohrringe und Armreifen, Plast, 2. István Schuster – Rotierende Kleinplastik, Chromstahl, 3. Iván J. Molnár, Antónia Szaradics – Runde Lampe, Glas, 4. Péter Rainer – Sitzgarnitur, Holz und Glas

STUDIO-OFFERTE

Jungen Kunsthandwerkern Ungarns bietet das 1982 in Budapest gegründete „Studio junger Kunsthandwerker“ wirksame Starthilfe in Form von Stipendien und Möglichkeiten der Teilnahme an nationalen und internationalen Wettbewerben und Ausstellungen. Mitglieder dieses Studios zeigten kürzlich in Berlin Schmuck, Tafelgeschirr, Möbel, Zierkeramik, Bekleidung und Metallarbeiten. Einen Teil der Ausstellungsstücke stellten die Künstler für Boutiquen und Warenhäuser her. Sie wollen betrachtet, aber auch benutzt werden, die Ohrgehänge und Armreifen oder die eleganten Stuhl-Tisch-Kombinationen aus Holz und Glas. In diesen sehr modischen Kreationen erkennt man das Bemühen der jungen ungarischen Kunsthandwerker, die Gegenstände des täglichen Gebrauchs mit neuen Form- und Farbkombinationen schöner, heutiger zu gestalten.

Fotos: Detlef Christel

Leonid Andrejew

Das Schweigen

1

In einer mondhellen Maiennacht, als die Nachtigallen sangen, trat Olga Stepanowna in das Arbeitszimmer ihres Mannes, des Vaters Ignati. Ihr Gesicht drückte Leid aus, und das kleine Lämpchen zitterte in ihrer Hand. Sie ging auf ihren Mann zu, berührte seine Schulter und sagte schluchzend: „Vater, laß uns zu Verotschka gehen!"

Ohne den Kopf zu wenden, warf Vater Ignati über die Brillengläser hinweg einen finsteren Blick auf die Popenfrau, musterte sie lange und aufmerksam, bis sie mit der freien Hand abwinkte und sich auf den niedrigen Diwan sinken ließ.

„Wie seid ihr beide doch... mitleidlos!" sagte sie langsam, die letzten Silben besonders betonend, und ihr gutmütiges, volles Gesicht verzerrte sich vor Schmerz und Bitterkeit, als wollte sie durch ihre Miene zu erkennen geben, was für grausame Menschen das seien – ihr Mann und ihre Tochter.

Vater Ignati lächelte ironisch und erhob sich. Er schloß das Buch, nahm die Brille ab, steckte sie ins Etui und überlegte. Der lange schwarze Bart, von Silberfäden durchzogen, fiel schön gewellt auf seine Brust und hob sich sacht, wenn er tief atmete.

„Also gehen wir!" sagte er.

Olga Stepanowna stand schnell auf und bat mit einschmeichelnder, scheuer Stimme: „Schilt sie nur nicht, Vater! Du weißt, wie sie ist..."

Veras Zimmer befand sich in der Mansarde, und die schmale Holztreppe bog sich und stöhnte unter den schweren Tritten Vater Ignatis. Er war groß und breit und mußte den Kopf einziehen, um nicht gegen den Fußboden des oberen Stockwerks zu stoßen; verächtlich verzog er das Gesicht, als die weiße Jacke seiner Frau es streifte. Er wußte, daß ihr Gespräch mit Vera zu nichts führen würde.

„Was wollt ihr?" fragte Vera und hob den bloßen Arm zu den Augen. Der andere lag auf der leichten weißen Bettdecke und unterschied sich kaum von ihr – so weiß, durchsichtig und kalt war er.

„Verotschka...", begann die Mutter, schluchzte auf und verstummte.

„Vera!" sagte der Vater, bemüht, seine barsche und kräftige Stimme zu dämpfen. „Vera, sag uns, was ist mit dir?"

Vera schwieg.

„Vera, verdienen etwa deine Mutter und ich nicht dein Vertrauen? Lieben wir dich denn nicht? Gibt es jemanden, der dir näher steht als wir? Erzähl uns von deinem Kummer, und – das kannst du mir, einem alten und erfahrenen Mann, glauben – dir wird leichter sein. Und uns auch. Sieh dir deine alte Mutter an, wie sie leidet..."

„Verotschka!"

„Und mir..." – die spröde Stimme zitterte, als sei in ihr etwas gesprungen – „meinst du, mir ist es leicht? Als sähe ich nicht, daß ein Kummer an dir zehrt, nur was für einer? Und ich, dein Vater, kenne ihn nicht. Muß das denn sein?"

Vera schwieg. Vater Ignati fuhr mit besonderer Vorsicht über seinen Bart, als fürchte er, die Finger könnten sich gegen seinen Willen darin verkrallen, und fuhr fort: „Gegen meinen ausdrücklichen Wunsch bist du nach Petersburg gegangen – habe ich dich für deinen Ungehorsam etwa verflucht? Oder dir kein Geld gegeben? Oder willst du behaupten, ich sei nicht liebevoll zu dir gewesen? Was schweigst du? Nun hast du es, dein Petersburg!"

Vater Ignati verstummte, und im Geiste erblickte er etwas Riesengroßes, Granitenes, Schreckliches, voller unbekannter Gefahren und fremder, gleichgültiger Menschen. Und da – allein und schwach – war seine Vera gewesen, dort hatte man sie zugrunde gerichtet. Ein böser Haß auf die schreckliche und unbegreifliche Stadt glomm in seiner Seele auf und Zorn gegen die Tochter, die schwieg, beharrlich schwieg.

„Petersburg hat damit nichts zu tun", sagte Vera finster und schloß die Augen. „Und mir fehlt nichts. Geht lieber schlafen, es ist spät."

„Verotschka!" stöhnte die Mutter. „Töchterchen, vertrau dich mir an!"

„Ach, Mama!" unterbrach sie Vera ungeduldig.

Vater Ignati setzte sich auf einen Stuhl und lachte.

„Soso, also dir fehlt nichts?" fragte er ironisch.

„Vater", sagte Vera scharf und richtete sich im Bett auf, „du weißt, daß ich dich und Mama gern habe. Aber... Nun, mir ist einfach ein bißchen langweilig. Das vergeht wieder. Wirklich, geht lieber schlafen, ich möchte auch schlafen. Und morgen oder irgendwann sprechen wir miteinander."

Vater Ignati stand so abrupt auf, daß der Stuhl gegen die Wand stieß, und nahm seine Frau bei der Hand.

„Gehen wir!"

„Verotschka..."

„Gehen wir, sage ich!" schrie er. „Wenn sie sogar Gott vergessen hat, sind wir... was bedeuten wir ihr da schon!"

Fast gewaltsam führte er Olga Stepanowna hinaus, und als sie die Treppe hinabstiegen, flüsterte sie, den Schritt verhaltend, böse: „Weh dir! Du warst es, Pope, der sie so gemacht hat. Von dir hat sie diese Art übernommen. Steh du nun auch dafür ein. Ach, ich Unglückselige..."

Sie brach in Weinen aus, blinzelte ununterbrochen, und weil sie die Stufen nicht sah, setzte sie die Füße so, als sei unter ihr ein Abgrund, in den sie sich hinabstürzen wollte.

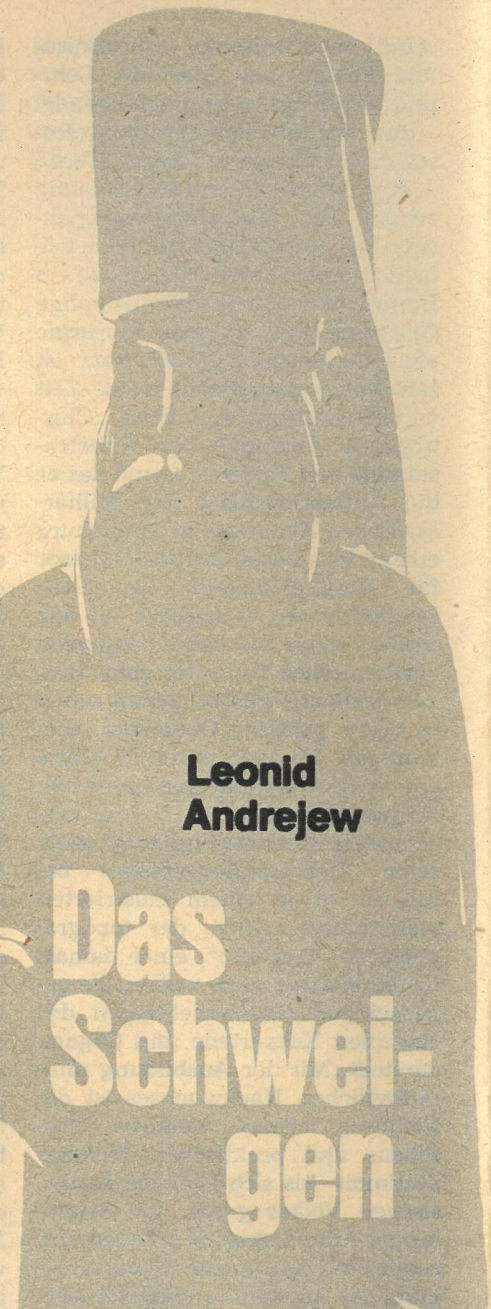
Von diesem Tage an sprach Vater Ignati nicht mehr mit seiner Tochter, aber sie schien es nicht einmal zu bemerken. Wie bisher lag sie entweder in ihrem Zimmer oder ging herum und wischte sich mit den Handflächen fortwährend die Augen, als sei Schmutz darin. Völlig erdrückt von diesen beiden schweigenden Menschen wurde die Popenfrau, die selber gern scherzte und lachte, verschüchtert und verwirrt und wußte nicht, was sie sagen und was sie tun sollte.

Manchmal machte Vera einen Spaziergang. Eine Woche nach dem Gespräch war sie wie gewöhnlich abends fortgegangen. Danach wurde sie lebend nicht mehr gesehen; sie hatte sich an diesem Abend unter den Zug geworfen, und der Zug hatte sie mittendurch gerissen. Vater Ignati selbst beerdigte sie. Seine Frau war nicht in der Kirche – bei der Nachricht von Veras Tod hatte sie der Schlag getroffen. Beine, Arme und Zunge waren gelähmt, und so lag sie unbeweglich im halbdunklen Zimmer, während nebenan, im Glockenturm, die Totenglocken läuteten. Sie hörte, wie alle aus der Kirche kamen, wie gegenüber ihrem Haus der Chor sang, und sie versuchte die Hand zu heben, um sich zu bekreuzigen, aber die Hand gehorchte ihr nicht; sie wollte sagen: „Leb wohl, Vera!" aber die Zunge lag riesig und bleischwer im Mund. Ihre Haltung war so ruhig, daß jeder, der sie gesehen hätte, geglaubt haben würde, sie ruhe aus oder schlafe. Nur ihre Augen waren geöffnet.

In der Kirche bei der Totenmesse waren viele Menschen, Bekannte von Vater Ignati und Unbekannte, und alle bedauerten Vera, die einen so schrecklichen Tod gestorben war, und suchten in Vater Ignatis Bewegungen und in seiner Stimme Anzeichen schweren Leids zu entdecken. Sie mochten ihn nicht, weil er im Umgang abweisend und hochmütig war, die Sünder haßte und ihnen nicht vergab, selber jedoch neidisch und habgierig war und keine Gelegenheit versäumte, seinen Pfarrkindern den letzten Groschen abzuluchsen. Und alle wollten sie ihn leiden sehen, gebrochen und im Bewußtsein, daß er zweifach schuld sei am Tode der Tochter: als grausamer Vater und als schlechter Geistlicher, der sein eigen Fleisch und Blut nicht vor der Sünde zu bewahren vermochte. Und alle musterten ihn neugierig, doch er, der die Blicke auf seinem Rücken spürte, bemühte sich, diesen breiten und kräftigen Rücken noch gerader zu halten, und er dachte nicht an die verstorbene Tochter, sondern nur daran, seine Selbstbeherrschung nicht zu verlieren.

„Ein hartgesottener Pope!" sagte, mit dem Kopf nach ihm weisend, der Tischler Karsenow, dem er die fünf Rubel für den Fensterrahmen vorenthalten hatte.

Und so – fest und aufrecht – schritt Vater Ignati zum Friedhof, und ebenso kehrte er von dort zurück.



Leonid Andrejew (1871–1919), aus ärmlichen kleinbürgerlichen Verhältnissen stammend, beschrieb zwischen 1900 und 1910 das Dasein des armen kleinen Mannes, den er als das passive Opfer einer unmenschlichen Gesellschaft darstellte. Fast über Nacht zu kurzem literarischen Ruhm aufgestiegen, fand Andrejew vorübergehend, unter dem Einfluß Maxim Gorkis, Anschluß an revolutionäre Kreise, verlor sich aber gegen Ende seines Lebens mehr und mehr in mystisch-pessimistische Auffassungen. Höhepunkt seines realistischen Schaffens war die Antikriegserzählung „Das rote Lachen". Nachstehende Erzählung entnahmen wir einer im Aufbau-Verlag soeben erschienenen Auswahl.

Lediglich an der Tür zum Zimmer seiner Frau beugte sich sein Rükken ein wenig; aber das konnte auch daran liegen, daß die meisten Türen zu niedrig waren für seine Größe. Aus dem Hellen kommend, konnte er nur mit Mühe ihr Gesicht wahrnehmen, und als er es wahrgenommen hatte, wunderte er sich, daß es vollkommen ruhig war und in den Augen keine Träne. In ihnen war weder Zorn noch Schmerz – sie waren stumm und schwiegen beharrlich, wie der ganze füllige, hilflose Körper, der schwer in den Kissen ruhte.

„Nun, wie fühlst du dich?“ fragte Vater Ignati.

Aber die Lippen waren stumm; auch die Augen schwiegen. Vater Ignati legte ihr die Hand auf die Stirn: Sie war kalt und feucht, und Olga Stepanowna gab durch nichts zu erkennen, daß sie die Berührung empfand. Und als Vater Ignati die Hand wegnahm, blickten ihn reglos und starr zwei tiefe graue Augen an, die durch die geweiteten Pupillen fast schwarz wirkten, und in ihnen war weder Trauer noch Zorn.

„Nun, ich gehe zu mir“, sagte Vater Ignati, dem kalt und unheimlich wurde.

Er ging in die gute Stube, wo alles sauber und ordentlich war wie immer, und die hohen Lehnstühle in den weißen Überzügen sahen aus wie Tote im Leichenhemd. An einem der Fenster hing ein Drahtbauer, aber es war leer und das Türchen offen. „Nastassja!“ rief Vater Ignati, und die Stimme kam ihm grob vor, und er genierte sich, daß er so laut rief in diesen stillen Räumen, unmittelbar nach der Beerdigung seiner Tochter. „Nastassja!“ rief er leiser. „Wo ist der Kanarienvogel?“ Die Köchin, die soviel geweint hatte, daß ihre Nase aufgedunsen und rot war wie eine Rübe, antwortete unwirsch: „Was weiß ich. Weggeflogen ist er.“

„Warum hast du ihn rausgelassen?“ fragte Vater Ignati, die Brauen drohend zusammengezogen.

Nastassja heulte los, und die Augen mit dem Zipfel ihres Kattunkopftuches wischend, antwortete sie unter Tränen: „Die Seele… von unserem lieben Fräulein… Kann man sie denn festhalten?“

Und Vater Ignati schien es, als sei das fröhliche gelbe Vögelchen, das immer mit zur Seite geneigtem Köpfchen gesungen hatte, tatsächlich Veras Seele gewesen, und wäre es nicht weggeflogen, könnte man nicht sagen, daß Vera tot sei. Er erboste sich also noch mehr über die Köchin, schrie: „Hinaus!“ und als Nastassja nicht augenblicklich durch die Tür verschwand, fügte er hinzu: „Dumme Gans!“

2

Seit dem Tage der Beerdigung war in das kleine Haus das Schweigen eingezogen. Es war keine Stille, denn Stille ist nur das Nichtvorhandensein von Lauten, dies aber war Schweigen, ein Zustand, in dem diejenigen, die schweigen, wohl sprechen könnten, es aber nicht wollen. So dachte Vater Ignati, wenn er das Zimmer seiner Frau betrat und dem bohrenden Blick begegnete, der so schwer war, daß sich die Luft in Blei zu verwandeln schien, das Kopf und Rücken niederdrückte. So dachte er, wenn er die Notenblätter der Tochter betrachtete, die ihre Stimme bewahrten, ihre Bücher und ihr Porträt, ein großes Porträt in Farbe, das sie aus Petersburg mitgebracht hatte. Beim Betrachten des Porträts hatte sich bei Vater Ignati eine ganz bestimmte Reihenfolge herausgebildet: zunächst schaute er die Wange an, die auf dem Bild beleuchtet war, und er stellte sich die Schramme vor, die über die Wange der Toten lief und deren Herkunft er sich nicht erklären konnte. Und jedesmal grübelte er über ihre Ursache nach: Wenn sie vom Zug stammte, hätte dieser doch den ganzen Kopf zertrümmert, aber der Kopf der Toten war völlig unversehrt.

Vielleicht hatte ihn jemand mit dem Fuß verletzt, als man die Leiche aufhob, oder versehentlich mit dem Fingernagel gestreift?

Doch lange über die Einzelheiten von Veras Tod nachzudenken war zu schrecklich, und so ließ Vater Ignati seinen Blick weiter zu den Augen des Porträts wandern. Sie waren schwarz und schön, mit langen Wimpern, die einen dichten Schatten warfen, wodurch die Augäpfel besonders weiß wirkten und die Augen wie von einem schwarzen Trauerrand gerahmt zu sein schienen. Einen merkwürdigen Ausdruck hatte ihnen der unbekannte, aber begabte Künstler verliehen: als befinde sich zwischen den Augen und dem, worauf sie blickten, ein hauchdünner, durchsichtiger Schleier. Wie bei einem schwarzen Klavierdeckel, auf den sich eine feine, unmerkliche Schicht von sommerlichem Staub gelegt hat und den Glanz des polierten Holzes dämpft. Und wie Vater Ignati das Bild auch stellen mochte, die Augen folgten ihm unablässig, doch sie sprachen nicht, sie schwiegen. Dieses Schweigen war so beredt, daß man es zu hören schien. Und allmählich glaubte Vater Ignati tatsächlich, er höre das Schweigen.

Jeden Morgen nach der Messe betrat er die gute Stube, überflog mit einem Blick das leere Vogelbauer und die vertraute Zimmereinrichtung, setzte sich in den Lehnstuhl, schloß die Augen und lauschte, wie das Haus schwieg. Es war ganz eigenartig. Das Vogelbauer schwieg leise und sanft, und man spürte in diesem Schweigen Trauer, Tränen und ein fernes, erstorbenes Lachen. Das Schweigen seiner Frau, obwohl durch die Wände gedämpft, war bohrend, schwer wie Blei und grauenvoll, so grauenvoll, daß es Vater Ignati am glühendheißen Tag eiskalt wurde. Ewig und kalt wie das Grab, rätselhaft wie der Tod war das Schweigen der Tochter. Es schien, als sei es sich selbst eine Qual und verlange leidenschaftlich nach Worten, doch etwas Starkes und Dumpfes, leblos wie eine Maschine, halte es reglos und starr und ziehe es in die Länge wie einen Draht. Aber irgendwo, am fernen Ende, begann der Draht zu schwingen und zu klingen, leise, scheu und kläglich. Voll Freude und Entsetzen versuchte Vater Ignati diesen gerade erst im Entstehen befindlichen Laut einzufangen, er stützte sich mit den Händen auf die Stuhllehnen, streckte den Kopf vor und wartete, daß er ihn erreichen möge. Doch der Laut brach ab und verstummte.

„Alles Unsinn“, sagte Vater Ignati böse und erhob sich aus dem Lehnstuhl, immer noch kerzengerade und hochaufgerichtet. Durch das Fenster sah er den sonnenüberfluteten Platz mit den runden, gleichmäßigen Pflastersteinen und gegenüber die Steinwand eines langgestreckten fensterlosen Schuppens. An der Ecke stand, wie aus Ton gebrannt, ein Kutscher, und es war unerklärlich, warum er sich hier postiert hatte, wo sich stundenlang kein Passant zeigte.

3

Außerhalb des Hauses mußte Vater Ignati viel sprechen: mit den Kirchendienern und den Pfarrkindern, bei Vollziehung seiner Amtshandlungen und hin und wieder mit Bekannten, bei denen er Préference spielte; doch wenn er nach Hause zurückkehrte, war ihm, als habe er den ganzen Tag geschwiegen. Das kam daher, weil er mit niemandem über das Wichtigste und für ihn Wesentlichste sprechen konnte, worüber er jede Nacht nachgrübelte: Warum war Vera gestorben?

Vater Ignati wollte nicht begreifen, daß das jetzt nicht mehr herauszufinden sei, er glaubte, er könne es doch noch erfahren. Jede Nacht – und es gab für ihn nur noch schlaflose Nächte – vergegenwärtigte er sich jenen Augenblick, als er mit seiner Frau zu mitternächtlicher Stunde an Veras Bett gestanden und sie angefleht hatte: „Sag es!“ Doch wenn er in seiner Erinnerung bei diesem Wort anlangte, stellte sich ihm das Folgende nicht mehr so dar, wie es gewesen war. Seine geschlossenen Augen, die im Dunkel der Lider das lebendige, nicht verblassende Bild jener Nacht bewahrt hatten, sahen, wie sich Vera im Bett aufrichtet, lächelt und spricht… Aber was sagt sie? Und dieses ungesagte Wort, das alles geklärt hätte, schien so nahe, daß man nur das Ohr zu neigen und den Herzschlag zu verhalten brauchte, um es zu hören, und gleichzeitig war es so hoffnungslos fern. Vater Ignati stand vom Bett auf, rang die gefalteten Hände und bat flehentlich: „Vera!“

Die Antwort war Schweigen.

Eines Abends betrat Vater Ignati das Zimmer Olga Stepanowas, bei der er schon beinahe eine Woche nicht gewesen war, setzte sich ans Kopfende ihres Bettes und sagte, ihrem bohrenden, schweren Blick ausweichend: „Mutter! Ich möchte mit dir über Vera sprechen. Hörst du mich?“

Die Augen schwiegen, und Vater Ignati begann streng und gebieterisch, mit erhobener Stimme zu sprechen, wie er es im Beichtstuhl tat: „Ich weiß, du denkst, ich sei der Grund für Veras Tod. Aber überlege doch: Habe ich sie vielleicht weniger geliebt als du? Ein merkwürdiger Gedanke von dir… Ich war streng, aber hat sie das etwa gehindert zu tun, was sie wollte? Ich habe die väterliche Würde hintangesetzt, habe demütig mein Haupt gebeugt, als sie meinen Fluch in den Wind schlug und wegfuhr… dorthin. Und du – hast du sie nicht inständig und unter Tränen angefleht zu bleiben, bis ich dir gebot zu schweigen? Habe ich sie etwa als so hartherzig in die Welt gesetzt? Habe ich ihr nicht immer wieder von Gott, von Demut und Liebe gepredigt?“

Vater Ignati warf einen schnellen Blick auf seine Frau – und wandte sich sogleich ab.

„Was sollte ich mit ihr machen, wenn sie uns ihren Kummer nicht offenbaren wollte? Ihr befehlen? Ich habe es ihr befohlen. Sie bitten? Ich habe sie gebeten. Hätte ich deiner Meinung nach vor dem jungen Ding auf die Knie fallen und heulen sollen wie ein altes Weib? Im Kopf… woher sollte ich wissen, was in ihrem Kopf steckt? Grausame, herzlose Tochter!“

Vater Ignati schlug sich mit der Faust aufs Knie.

„Liebe hatte sie keine im Herzen – das ist es! Ich denk nicht an mich, ich bin ja bekanntlich… ein Tyrann. Aber dich? Hat sie vielleicht dich geliebt, dich, die du geweint, dich vor ihr erniedrigt hast?“

Vater Ignati lachte lautlos.

„Dich geliebt! Darum hat sie, dir zum Trost, sich auch einen solchen Tod ausgesucht. Einen grausamen, schändlichen Tod. Auf dem Schotter, im Schmutz ist sie gestorben …wie ein Hund, den man mit den Füßen in die Schnauze stößt.“

Vater Ignatis Stimme klang leise und heiser.

„Schämen muß ich mich! Schämen, auf die Straße zu gehen! Schämen, vor den Altar zu treten! Schämen vor Gott! Grausame, unwürdige Tochter! Bis ins Grab hinein müßte man dich verfluchen…“

Als Vater Ignati auf seine Frau blickte, war sie ohne Bewußtsein und kam erst nach Stunden zu sich. Und als sie wieder bei sich war, schwiegen ihre Augen, und es war nicht zu erkennen, ob sie sich daran erinnerte, was ihr Vater Ignati gesagt hatte, oder nicht.

In dieser Nacht – es war eine

Fortsetzung auf Seite 42

Illustration: Martin Kotsch

Den Menschen macht sein Wille groß und klein. F. Schiller Es ist nichts Kleines, wenn ein Pferd in der Wiege liegt.

Dentscho Wladimirow, Bulgarien

Ein Schneemann für das Wohngebiet

Die Idee erschien allen originell. Der Verantwortliche für die Kulturarbeit machte nämlich den Vorschlag, alle Anstrengungen zu koordinieren, die seit Jahren für die Errichtung einer Unmenge von Schneemännern auf den Schulhöfen und im Wohnbezirk aufgewendet wurden. „Durch die Vereinigung aller Kräfte und Mittel wird es uns möglich sein, einen Schneemann für den gesamten Wohnbezirk zu erbauen und ihn an einem zentralen Platz aufzustellen", erklärte er. „Aber nur unter der Bedingung, daß er den innerstädtischen Verkehr nicht behindert", bemerkte der Vertreter des örtlichen Transportausschusses. Die Mitglieder der zeitweiligen Kommission zur Gestaltung der Neujahrsfeierlichkeiten im Territorium stimmten dem ohne Vorbehalte zu.

Dann meldete sich ein Kollege aus der Abteilung Volksbildung zu Wort: „Meiner Meinung nach ist das Vorhaben ausgezeichnet. Warum muß denn jeder seinen eigenen Schneemann anfertigen? Nehmen die Kinder am Bau eines Schneemannes teil, der für das gesamte Wohngebiet genutzt wird, so spüren sie doch das Erfolgserlebnis kollektiver Tätigkeit."

„Nein", widersprach der Vorsitzende der Kommission Planung. „Eine derart anspruchsvolle Arbeit kann man den Kindern nicht anvertrauen. Sie brauchen eine wissenschaftlich-technische Grundlage. Wir erarbeiten dazu ein Projekt und werden es anschließend vor dem hier versammelten Gremium verteidigen." „Wir sind bereit, das Bauwerk künstlerisch zu gestalten, selbstverständlich in Übereinstimmung mit dem dafür festgelegten Preis", führte der Kreisvorsitzende des Verbandes Bildender Künstler den Gedanken seines Vorredners weiter.

„Ein hervorragender Vorschlag!" ergänzte ein Vertreter der Gesellschaft zur Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse. „Jetzt, am Ende des 20. Jahrhunderts, ist es endlich an der Zeit, mit den überlebten Traditionen zu brechen. Bisher haben wir uns stillschweigend damit abgefunden, daß auf unseren Höfen diese ästhetisch anspruchslosen, selbstgefälligen Schneemänner umherstanden, mit einer Mohrrübe als Nase und einem verrosteten Eimer auf dem Kopf!"

„Die ästhetische Erziehung", fuhr der Versammlungsleiter fort, „ist sowohl für die Kinder als auch für die Erwachsenen von großer Bedeutung. Unsere Aufgabe ist es, einen Schneemann zu erschaffen, den man als Schmuckstück unseres Wohnbezirks bezeichnen wird."

Nach zwei Wochen lag das Projekt vor. Zwei weitere Wochen vergingen, bis es bestätigt und der aktivierende Vorschuß gezahlt wurde. Bald darauf ging die ortsansässige Baubrigade an die Anfertigung eines zeitbeständigen Stahlbetongerippes. Als es vollendet war, stellte sich heraus, daß man kein Grundmaterial hatte, um den Schneemann fertigzustellen. In der Tat, wo sollte man denn im Juni Schnee hernehmen?

Alle diese Aktivitäten blieben jedoch ohne Einfluß auf das winterliche Treiben. Während nämlich die umfangreiche Beratungsgruppe den Plan für den Bau des Schnee-Giganten faßte, waren die Kinder überall dabei, Schneemänner auf althergebrachte Art und Weise anzufertigen, um nach vollbrachter Arbeit ausgelassen um sie herumzuspringen.

Übersetzung: D. Höhne

Sprachen die sieben Zwerge:
Und was jetzt?
Wir haben die sieben Berge
gestern versetzt...

Heyse

Wer sich zuviel mit Kleinem abgibt, wird gewöhnlich unfähig zu Großem.

La Rochefoucauld

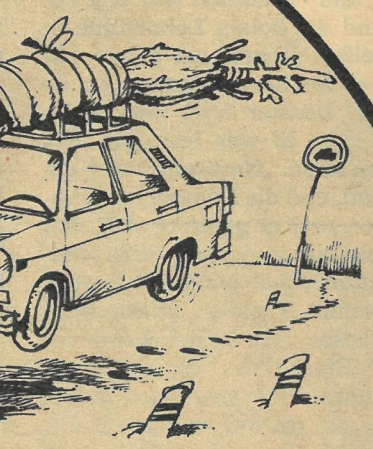
Stillschweigenacht

Viel schenkt man sich zum Fest aus Sympathie an Nippes, Plunder, Naschwerk und Getränken. Man schenkt und schenkt. Sogar die Ironie muß der sich, der mit Kitsch beschenkt wird, schenken.

Hansgeorg Stengel

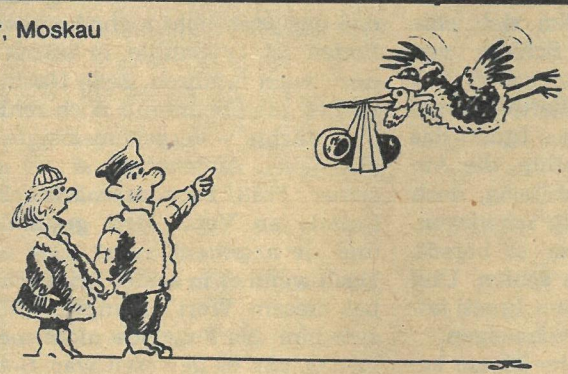
Radev, Sofia

Uborewitsch-Borowski, Moskau

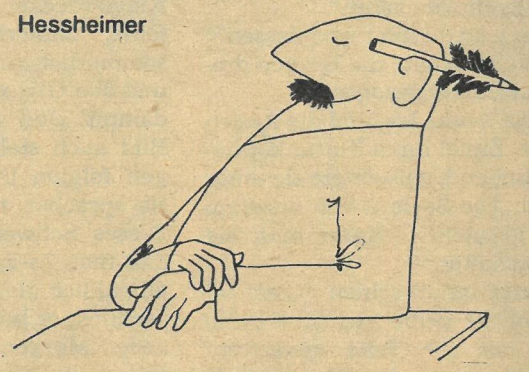


Worte sind Zwerge, aber Beispiele sind Riesen.

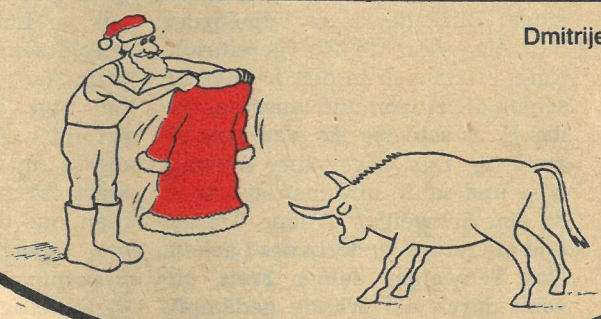
Tesler, Moskau



Hessheimer



Dmitrijew, Moskau

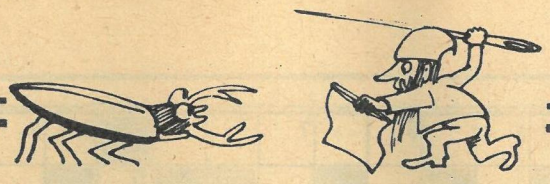


Redaktion:
Karin Kopp,
Hannes Schreiber;
Grafik:
Martin Kotsch

Hüte dich vor gezuckerten

Zungen und gepfefferten Herzen! Zincgref

Ein verletztes Gefühl ist stärker als ein beglückter Magen. W. Victor



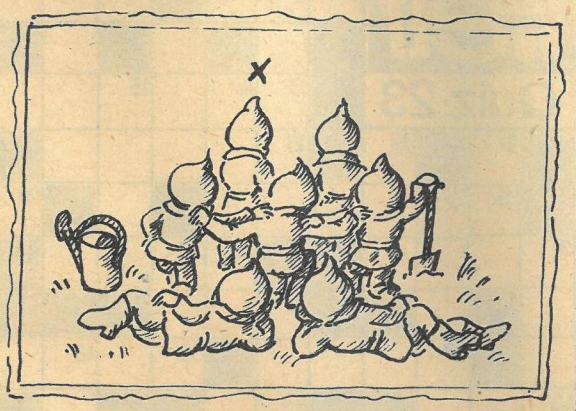
Ob mit Kugeln, ob mit Schrot –
Keiner kriegt die Zwerge tot.
Wer will auch Kanonen richten
Auf ein Heer von Steingutwichten?

Lothar Kusche

Der Neidische läßt kein Licht an seinem Lichte anzünden.

Die Neigung der Menschen, kleine Dinge für wichtig zu halten, hat sehr viel Großes hervorgebracht.

Lichtenberg

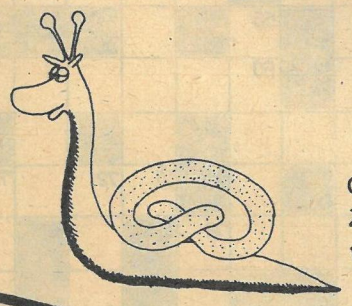


Dörck

Elegisches

Tage sind leicht verstaucht,
Sonne gähnt halbverbraucht.
Und manches Pfützenkind hat Doppelfenster.
Hinter dem Kunstdungberge
stöhnen die Gartenzwerge,
träumen, es fräßen sie Kunstdunggespenster.
Ein halbes Jahr noch, ei!
Dann ist schon Mai!

Johannes Conrad

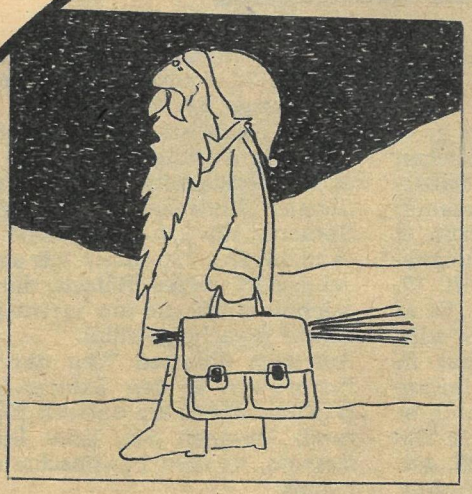


Großwüchsiger Zwergbrezelschneck von Steger

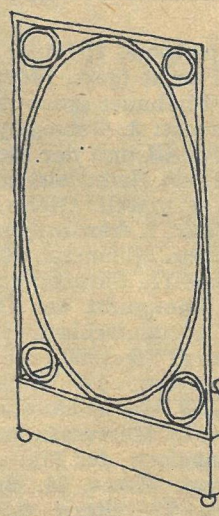
Je kleiner der Zwerg, desto größer die Mütze.

Nekrassow, Moskau

Lob macht nicht groß und Tadel nicht klein.



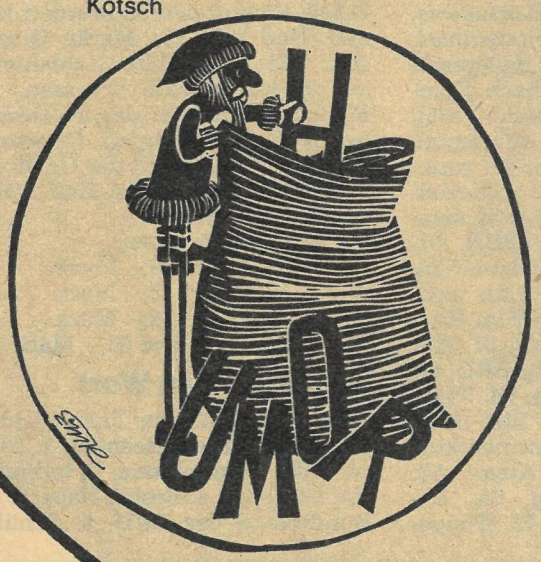
Neumann



2 Wochenspruch

Kleine Leute, große Herzen.

Schmidt



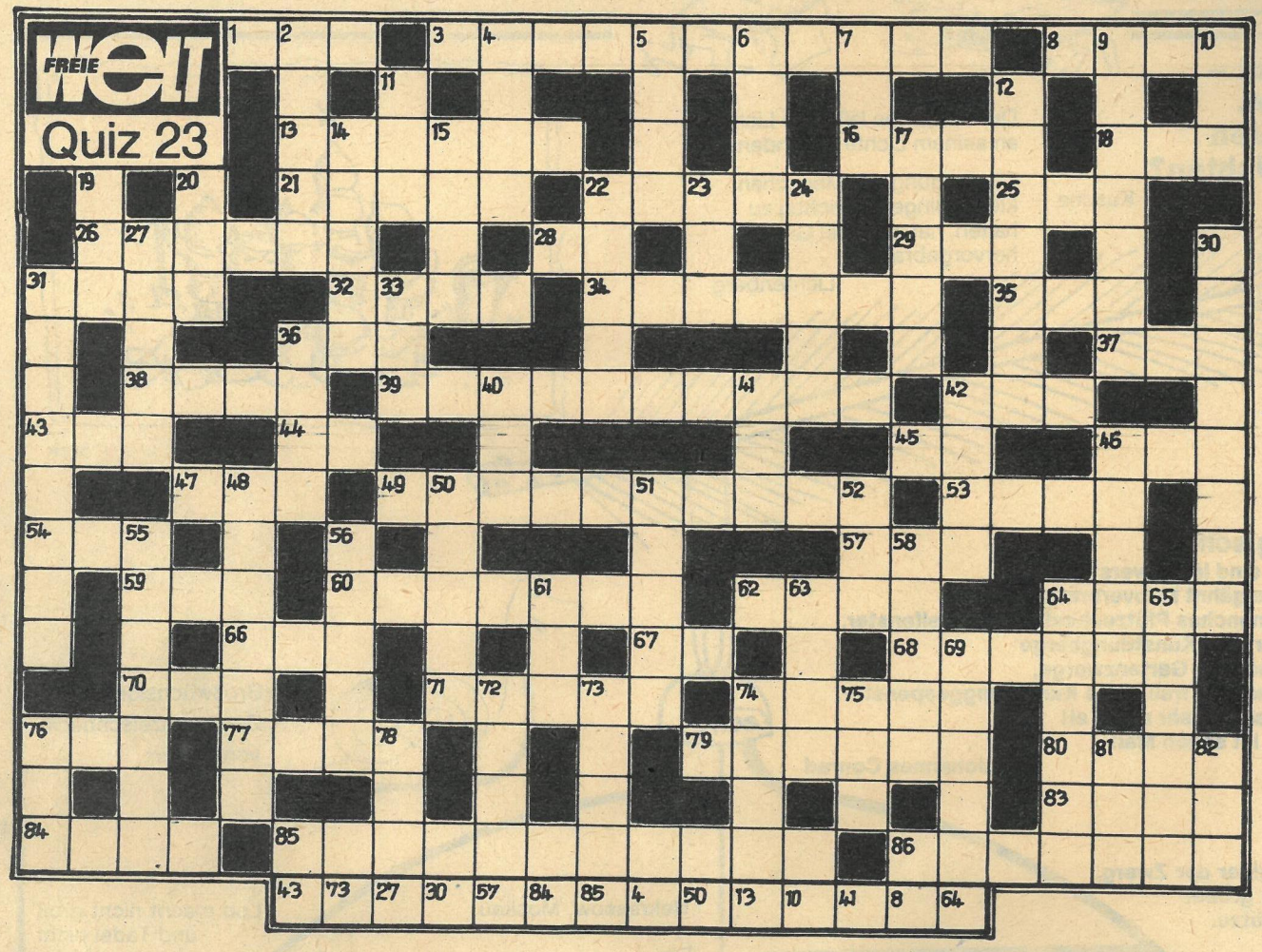
Kotsch

Steger

Es gehört Kunst zum Äpfelbraten.

Auch das Kleine wird im Großen groß. J. R. Becher

Niemand ist vor den anderen ausgezeichnet groß, wo die anderen nicht sehr klein sind. J. G. Seume



Kreuzworträtsel:

Waagerecht: 1. Judo-Meistergrad, 3. bedeut. russ. Schriftsteller des 19. Jh. („Oblomow"), 8. Stadt in Kolumbien, 13. ausgestorbenes europ. Wildpferd, 16. Fluß in Spanien, 18. sowj. Schachgroßmeister, 21. Genossenschaftsform in der UdSSR, 22. Vermächtnis, 25. indischer Schriftsteller (gest. 1913), 26. russ.-sowj. Schriftsteller („Bahnbrecher"), 28. chem. Zeichen für Neon, 29. griechisch: neu, 31. Nebenfluß der Drau in Kärnten/Österr., 32. das As in der deutschen Spielkarte, 34. Hauptstadt der SFRJ, 35. Musikstück für zwei Instrumente, 36. griech. Buchstabe, 37. längster Strom der Erde, 38. Saugwurm, 39. russ. Universalgelehrter (gest. 1765), 42. Neckar-Nebenfluß, 43. südamerikan. Währungseinheit, 44. chem. Zeichen für Barium, 45. sowj. Flugzeugtyp, 46. sowj. Schriftsteller („Die Wolokolamsker Chaussee"), 47. Badeort in Belgien, 49. russ. Revolutionär und Mitbegründer der „Iskra" (gest. 1906), 53. Liebesgott, 54. jugoslaw. Stadt in Serbien, 57. Schwanzlurch, 59. veraltete Einheit der Arbeit und Energie, 60. svw. Kontinent, 62. Anmerkung; Rechnung (latein.), 64. bedeut. französ. Dichter des 19. Jh. („Die Elenden"), 66. Sinnesorgan, 67. westsibir. Strom, 68. japan. Art waffenloser Selbstverteidigung, 70. Kurort, 71. Nennwort (latein.), 74. Verkaufsraum, 76. Schiefer, Fels, 77. altperuanische Herrscherkaste, 79. nordschwedische Bergbaustadt, 80. Sanddünenwüste, 83. Situation, 84. Sportboot, 85. russ. Komponist und Pianist (gest. 1943), 86. russ.-sowj. Bildhauer (gest. 1966).

Senkrecht: 2. Gebirgssystem im S der UdSSR und der Mongolischen VR, 4. ein Halbedelstein, 5. Salzlösung, 6. griech. Göttin, Gemahlin des Zeus, 7. französisch: Straße, 9. ein chem. Element, 10. Rheinnebenfluß, 11. Einteilungsbegriff, 12. russ. Komponist der Oper „Fürst Igor", 14. deutscher patriot. Schriftsteller (1769–1860), 15. Staat in Südamerika, 17. Billard-Umrandung, 19. Gartenbauausstellung in Erfurt, 20. Meeressäugetier, 22. Bewegungsform der Materie, 23. gallertartige Masse, 24. Rumpf einer Statue, 27. Stern im Sternbild Orion, 30. Industriestadt i. d. Oblast Saratow, 31. russ. Komponist (gest. 1936), Schüler Rimski-Korsakows, 33. Speisefisch, 36. Mittelmeerinsel, 40. undisziplinierte randalierende Menschenmenge, 41. tschech. Komponist und Geiger (gest. 1935), Schüler Dvořáks, 42. altoriental. Staat, 46. svw. Verlobte, 48. russ.-sowj. Dramatiker („Das Glockenspiel des Kreml"), 50. Lenanebenfluß i. d. Jakutischen ASSR, 51. Währungseinheit in Mittelamerika, 52. Bedrängnis, 55. größte der jugoslaw. Republiken, 56. Fluß im Kaukasusvorland, 58. Bettuch, 61. Höhenzug bei Braunschweig/BRD, 63. arabischer Männername, 64. Jagdruf, 65. Gesamtheit der Eier eines Nestes, 69. sowj. Schwarzmeerkurort, 72. dichterisch: Atem, 73. Schwung, Begeisterung, 74. Badestrand bei Venedig, 75. Tongeschlecht, 76. albanische Währungseinheit, 78. französisch: Bogen, 81. Vorgebirge, 82. Wurfspieß.

In der Sozialistischen Föderativen Republik Jugoslawien (SFRJ) gibt es fünf Nationalitäten und viele nationale Minderheiten mit eigener Sprache; nur „Jugoslawisch" gibt es nicht! Deshalb haben wir als Lösungswort dieses Rätsels die Bezeichnung für die am meisten benutzte Sprache gewählt.

Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern (s. Zahlenleiste am unteren Rätselrand) kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis.

Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 23 oder die ausgefüllte Zahlenleiste auf der Karte nicht vergessen.

Einsendeschluß ist der 24. Dezember 1986 (Poststempel). Die Auflösung und die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 2/1987 der FREIEN WELT.

Sie können gewinnen:

1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3. Preis 50,– Mark
4. bis 8. Preis je 25,– Mark

Vom Kern zum Wort

Waagerecht: 1. die linke Schiffsseite (von hinten gesehen), 2. eßbarer Pilz, Champignon, 3. indisches Nationalepos, 4. Besitz, Habe, 5. ein Bundesland der BRD, 6. Schülerwohnheim, 7. russ. Admiral, der im Krimkrieg (1853/56) die türkische Flotte besiegte, 8. Angehöriger eines altgerman. Stammes im Maingebiet.

Die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter – in der gegebenen Reihenfolge gelesen – ergeben den Namen eines Flusses in der Belorussischen SSR.

1	B				B	O	R
2	E	G	E	R			
3	R				J	A	N
4	E		G	E	N		
5	S	A	A	R			
6	I		T	E	R		
7	N		C	H	I		
8	A	L	E	M			

Wörterband

Von außen nach innen: Süditalien. Volkstanz – ein Grundnahrungsmittel – Großkatze – inneres Organ – Saugwurm – Männername – Eisenstift – Zuchttier – Funkmeßverfahren – Verwandter – Mädchenname – Zauberkunst – Geruchsverschluß.

Von innen nach außen: Fachgebiet, Sportzweig – Gartenbauausstellung in Erfurt – ASSR an der Wolga – Rheinnebenfluß – Drama von Ibsen – Trockengerüst – schriftl. Unterlage – lateinisch: im Jahre – Nestinhalt – Weinstock – russ. Männername – flüssiges Fett – Treffer beim Fußballspiel – Sportgerät, Spielgegenstand – ital. Vulkan i. d. Landessprache – helfender Hinweis.

T	A	R	A	N	T	E
E	G	O	N	N	A	L
L	K	E	L	I	G	L
E	N	R	A	R	E	A
G	O	T	P	A	L	B
E	P	E	S	M	E	R
R	A	L	G	A	B	O
E	D	A	R	R	E	T
B	E	L	E	W	O	L

Schach Geteilte Plätze

KÖNIGSINDISCH, Möhring (DDR)–Pejew (Bulgarien): **1. Sf3 g6 2. c4 Lg7 3. d4 d6 4. Sc3 c6 5. g3 Sd7 6. Lg2 e5 7. 0–0 Sh6 8. Se4! Dc7 9. de de 10. Dd6 D:d6 11. S:d6+ Ke7 12. Td1 f6 13. b3 Sf7 14. S:c8+ Ta:c8 15. La3+ c5 16. Sd2 b6 17. Se4 Thd8? 18. Sc3 Sg5 19. Sb5 Ta8 20. L:a8 T:a8 21. Kg2 Se6 22. e3 a6**

Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Günter Bonow
Stellv. Chefredakteure:
Barbara Schablinski,
Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30

Politik: Günther Wolfram
Tel.: 2 44 26 67
*
Kultur: Helmut Zemke l. V.
Tel.: 2 44 33 02
Leserforum: Ingrid Buchholz
Tel.: 2 44 27 07

Bild: Alfred Paszkowiak
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

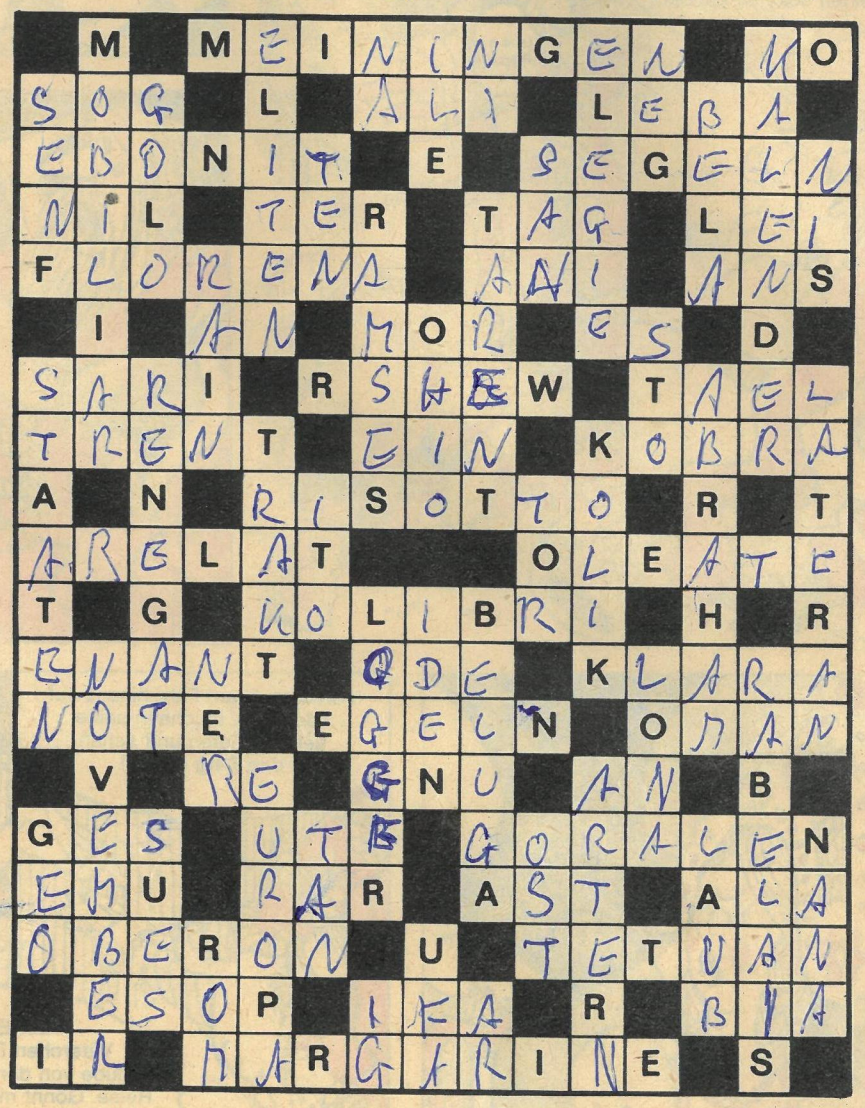
23. Sc3 f5 24. Sd5+ Ke8 25. Lb2 Tb8 26. a4 Tb7 27. Lc3 a5 28. h3 e4 29. L:g7 S:g7 30. f4 Kf7 31. Ta2 Se8 32. Tad2 Ke6 33. g4 Sg7 34. Sc3 Ke7 35. Kf2 Sb8 36. gf gf 37. Td6 Kf7 38. Th6 Sd7 39. T1d6 Kg8 40. Sd5 Se8 41. Tc6 Kg7 42. The6 Schwarz gab auf.

Die Partie stammt aus einem kleinen Turnier '86 in Starosagorski Mineralni Bany, einem bulgarischen Kurort 14 km von Stara Sagora entfernt. Der Wahl-Berliner Günter Möhring belegte gemeinsam mit I. Sokolov (Jugoslawien), je 9 Punkte, den 3. Platz. Sieger wurden I. Jurek (ČSSR) und S. Nikolow (Bulgarien), je 10.

Kreuzgitter

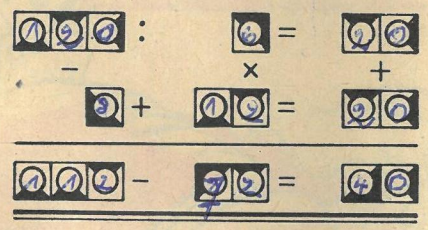
Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzusetzen:

1. Stadt in Oberitalien, 2. arabischer Männername, 3. Flächenmaß, 4. belgische Stadt bei Liege, 5. Baumteil, 6. alttestamentarischer „Erzvater" der Israeliten, 7. sowj. Flugzeugtyp, 8. Kreisstadt a. d. Unstrut/Bezirk Halle, 9. Abk. für Aktiengesellschaft, 10. burgundisches Teilreich, 11. ungarischer Männername, 12. Weißwal, 13. Fluß im westl. Amazonasgebiet Brasiliens, 14. ein Hartgummi, 15. Stadt a. d. Bode/Bezirk Magdeburg, 16. Klagelied, 17. chem. Zeichen für Einsteinium, 18. straußenähnl. Laufvogel, 19. Erdteil, 20. Berg in Ostsibirien, 21. Auslese (Mz.), 22. eine sowj. Chemieseide, 23. unbestimmter Artikel, 24. Markenzeichen des VEB Chemisches Werk Miltitz, 25. griech. Vorsilbe (auf Erde bezügl.), 26. das um einen Halbton erniedrigte G, 27. Antilopenart, 28. Männername, 29. polnische Bergbevölkerung der Beskiden u. d. Tatra, 30. japan. Küstenstadt südwestl. von Tokio, 31. Mädchenname, 32. Industriegewerkschaft (Abk.), 33. Markenzeichen des VEB Automobilwerke Ludwigsfelde, 34. japan. Heiligtum bei Osaka, 35. chem. Zeichen für Iridium, 36. Tage des altrömischen Kalenders, 37. Jahresweiser, 38. Brillenschlange, 39. tropischer Schwirrvogel, 40. Niederschlag beim Boxen, 41. schmerzhafte Kontraktionen eines Hohlorgans (z. B. der Galle), 42. Mädchenname, 43. das Blattwerk der Bäume und Sträucher, 44. Schiefer, Fels, 45. päpstlicher Palast in Rom, 46. Hochseefischereifahrzeug, 47. poln. Fluß zur Ostsee, 48. Ort i. d. afrikan. Republik Niger (östl. der Hauptstadt Niamey), 49. ein Brotaufstrich, 50. Kreisstadt im Bezirk Suhl, 51. svw. Möbel, Hausrat, 52. niederländ. Maler des 16. Jh., 53. Monatsname, 54. Roman von Zola, 55. chem. Zeichen für Natrium, 56. afrikan. Strom, 57. Naherholungsgebiet (Abk.), 58. Wartanebenfluß, 59. Musikzeichen, 60. chem. Zeichen für Nickel, 61. jugoslaw. Stadt in Serbien, 62. feierl. Gedicht, 63. Oper von C. M. von Weber, 64. Staat im NO der USA, 65. Salze der Ölsäure, 66. Sultanat in Ostarabien, 67. Windrichtung, 68. svw. selten, 69. politischer Überläufer, Abtrünniger, 70. Skatausdruck, 71. Ackergrenze, 72. bedeutendster Prosaschriftsteller der französ. Renaissance, 73. italien. Reisgericht, 74. Name altägypt. Pharaonen, 75. Stadt westl. von Moskau/Oblast Kalinin, 76. südeurop. Hauptstadt, 77. Machtinstrument der herrschenden Klasse (Mz.), 78. russisch: hundert, 79. saugende Strömung, 80. Mostrich, 81. Wickelgewand der Inderin, 82. ägypt. Hafenstadt am Roten Meer, 83. eine Wassersportart, 84. Nebenfluß des Don, 85. Abschnitt der Woche, 86. Abk. für techn. begründete Arbeitsnorm, 87. altchines. Gewichts- und Münzeinheit, 88. unteritalien. Provinzhauptstadt, 89. Straßenzug, 90. Stadt im N Marokkos, 91. Treffer bei Feldballspielen, 92. nordostspan. Küstenfluß, 93. engl. Zahlwort, 94. mittelengl. Fluß, 95. Hauptstadt der Baschkirischen ASSR, 96. Mädchenname.



Raten und Rechnen

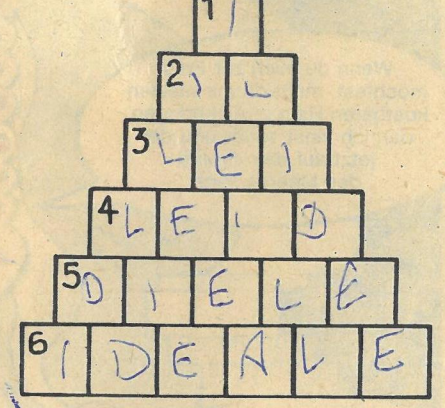
Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Rätselpyramide

Für jedes der folgenden Wörter sind die Buchstaben des vorangegangenen Begriffs – zusätzlich eines weiteren Buchstabens – zu verwenden:

1. Vokal, 2. sowj. Flugzeugtyp, 3. Schiefer, Fels, 4. Kummer, Schmerz, 5. Vorraum, 6. Vorbild der Vollkommenheit (Mz.).



Auflösungen aus Heft 24/1986

Kreuzgitter. Waagerecht: Karawane (30), Gelege (25), Allee (4), Miere (40), Erg (23), Linde (35), Kanal (28), Pier (47), anti (7), Lese (34), Emu (21), Regal (50), Oka (45), Anden (6), Marine (38), Santos (53), Stier (60), Aba (1), Sorte (58), Lei (33), Nase (42), Aral (8), Gare (24), Agens (2), Maler (36), Bon (13), Kappa (29), Elain (20), Breite (14), Rosarium (51). **Senkrecht:** Krapp (31), Ralle (48), Wien (63), Nomen (43), Erek (22), Ebene (17), Eagle (16), Medien (39), Eire (19), Rast (49), Daune (15), All (3), Inka (27), Trester (61), Manko (37), Aware (12), Oma (46), Arm (10), ATA (11), USA (62), Sella (54), Ober (44), Staupe (59), Sago (52), Sen (55), Igel (26), Nabob (41), Senke (56), Amado (5), Arasi (9), Einem (18), Skat (57), Leda (32).

Silbenrätsel: 1. Effel, 2. Tribunal, 3. Müsli, 4. Shdanow, 5. Rügen, 6. Eberesche, 7. Stralsund, 8. Aster, 9. Sirene, 10. Schadow, 11.Theater, 12. Aware, 13. Salat, 14. Isthmus, 15. Terni, 16. Misere, 17. Indium, – „Früh übt sich, was ein Meister werden will".

Füllrätsel: 1. Tessar, 2. Aragon, 3. Eroika, 4. Ninive, 5. Alpaka, 6. Urania. – Troika.

Einer fehlt: Asche, Stand, Meister, Gier, Knappe, Ikon, Pointe, Ahle, Blase, Leiter. – Steinkohle.

Buchstabentausch: Calais, Hantel, Aster, Mitte, Setter, Imme, Nest. – Chamsin.

Umstellrätsel: Rast, Ober, Kain, Oper, Kant, Ornat.-Rokoko.

Silbenkreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Alpaka, 3. Elis, 4. Pigalle, 5. Mantel, 6. Mensa, 7. Lido, 8. Sete, 9. Lisene, 11. Mine, 12. Gallerte.

Senkrecht: 1. Alter, 2. Kapitel, 3. Elemente, 5. Mandoline, 8. Senegal, 10. Torte.

Raten und Rechnen:

972	:	18	=	54
−		×		+
231	+	24	=	255
741	−	432	=	309

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 20) aus Heft 22/1986

Waagerecht: 2. Lea, 5. Stoa, 8. Nampo, 12. Hanse, 13. Sonate, 14. ars, 15. est, 17. Atze, 18. Karat, 21. Tatare, 24. Lager, 26. Lore, 27. Dnepr, 29. At, 30. Apo, 32. Eloge, 33. Ade, 35. Ain, 36. Einer, 38. Igor, 40. Inserat, 42. Neigung, 44. Ia, 45. Nagel, 48. Es, 49. Kastanie, 53. Ammon, 55. AG, 57. Nepa, 59. Phjongjang, 62. Ewer, 63. IL, 64. Gasli, 65. Saunders, 69. LS, 70. Nässe, 73. Rd, 74. Eiszeit, 78. Danilow, 81. Klio, 83. Frist, 85. Ivo, 86. Ani, 87. Adyge, 89. DRK, 91. Am, 92. Inber, 93. Odin, 94. Patio, 96. Achsel, 99. Mamai, 101. Gott, 102. Err, 103. Isel, 106. Ire, 107. Etamin, 108. Eberesche, 109. Radom, 110.None, 111. EAW, 112. Theo.

Senkrecht: 1. Tara, 2. leer, 3. Ast, 4. Anna, 5. Staël, 6. Tetrode, 7. Akelei, 8. Nekrassow, 9. Mar, 10. Prawda, 11. Ost, 16. Sea, 19. AE, 20. Seni, 21. treu, 22. Tanga, 23. Ate, 24. Log, 25. Gera, 27. Dan, 28. Niet, 31. Piano, 33. Ara, 34. Etage, 37. Inkasso, 39. Onega, 41. Nemesis, 43. Greg, 44. Lajos, 46. Grand, 47. Lage, 50. Spin, 51. Th, 52. Insel, 54. Nerz, 56. Gilda, 58. Palladium, 60. Juror, 61. ND, 66. Reims, 67. live, 68. Eni, 71. Ägypten, 72. SKET, 75. Stil, 76. Eibisch, 77. Tor, 79. Angara, 80. Wangen, 82. Ido, 84. Rah, 88. Gatte, 90. Kar., 93. OA, 95. Imme, 97. Crew, 98. Ehre, 99. Mir, 100. Med., 102. Ene, 103. Ist, 104. Ehe, 105. Leo. – **Lösungswort:** „Land der Morgenfrische".

Es gewannen:

1. Preis:
100,– M Käthe Mutzschmann, Zeitz, 4900

2. Preis:
75,– M Soldat Ulrich Kleffel, Pferdsdorf, 6221

3. Preis:
50,– M Corinna Bauchspieß, Gera, 6500

4. bis 8. Preis:
je 25,– M Elsbeth Bindernagel, Gatterstädt, 4241; Illa Pulvermacher, Brandenburg, 1800; Erika Fink, Weißenfels, 4850; Helge Kuske, Potsdam, 1500; Eva Rösch, Berlin, 1156.

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

KINDERSERIE ★ Das bucklige Pferdchen 7

Tag für Tag stieg der Zar auf den Turm seines Palastes, um nach der Mondprinzessin Ausschau zu halten. Als er endlich das schöne Mädchen sah, geriet er vor Freude ganz außer sich.

Herzlich willkommen in meinem Reich! Oh, wie himmlisch schön bist du, Tochter der Mondkönigin! Nie haben meine Augen einen solchen Zauber erblickt!

Dich und nur dich will ich zu meiner Zarin machen! Sag ja – und schon morgen soll die Hochzeit sein! Mein ganzes Reich leg ich dir zu Füßen. Oh, wie wird man mich beneiden um meine schöne Frau!!!

Doch die Prinzessin schwieg.

Oh, habe ich dich etwa gekränkt? Hat dich mein junges heißes Herz erschreckt? Verzeih mir mein ungestümes Wesen…

Wenn du mich zur Frau möchtest, mußt du mir meinen kostbaren Ring zurückbringen, den ich einst verlor und der jetzt auf dem Grund des Meeres liegt.

Aber gewiß, mein Täubchen. Bald soll er wieder deine zarte Hand schmücken!

Vorwärts, Iwan! Fahr hinaus auf das Meer, tauche in seine tiefsten Tiefen und schaff den Ring herbei!

Habt Erbarmen, Väterchen Zar! Ich bin so müde von der beschwerlichen Reise. Gönnt mir drei Tage Ruhe, bevor ich mich erneut auf den Weg mache.

Vorwärts! Oder dir wird auch bald noch der Kopf weh tun, wenn ich ihn dir abschlagen lasse!

Bitte, Iwan, bestell meiner Mutter, der Mondkönigin, und meinem Bruder, dem Sonnengott, einen Gruß. Frag mein Mütterchen, warum es schon drei Nächte lang ihr Angesicht vor mir verbirgt und Brüderchen mir keinen einzigen Sonnenstrahl sendet?!

Der Bauer als Arzt

In einem Dorf lebten zwei Brüder. Der jüngere hatte eine Familie, viele Kinder, und er zappelte sich ab wie ein Fisch unterm Eis. Der Ältere aber war kinderlos und reich. Eines Tages besuchte der Jüngere den Älteren.

„Gib mir ein Pferd", sagte er, „ich möchte Brennholz holen." Der ältere Bruder murrte, aber er gab ihm eine Mähre und einen Schlitten, jedoch kein Kummet und kein Geschirr.

„Kummet und Geschirr", sagte er, „sind noch ganz neu, du wirst sie mir zerreißen, also sieh zu, wie du fährst."

Der jüngere Bruder ging hinaus, nahm das Pferd, band ihm den Schlitten an den Schweif und fuhr los. Da der Schlitten leer war, zog das Pferd ihn schlecht und recht zum Wald. Der jüngere Bruder hackte Holz, packte den Schlitten voll und wollte nach Hause fahren; das Pferd zog, der Schweif riß ab, und der Schlitten blieb stehen. Was tun?

Der jüngere Bruder ging zum Älteren und sagte:

„Den Schlitten hast du mir gegeben, das Pferd auch, aber Kummet und Geschirr nicht. Nun ist deinem Pferd der Schweif abgerissen."

Hei, wie der ältere Bruder da ergrimmte!

„Du Tölpel!" sagte er, „mach mit dem schweiflosen Pferd, was du willst. Ein Jahr lang wirst du dafür arbeiten müssen." Ein Jahr lang arbeitete der Jüngere bei seinem Bruder als Knecht. Der reiche Bruder gab der Familie des Armen wenig zu essen, manchmal rückte er Brot heraus, manchmal auch nicht. Endlich war das Jahr herum. Der jüngere Bruder sagte:

„Danke. Ich habe ein Jahr gearbeitet und nichts Schlechtes getan."

Dann verdingte er sich bei einem Müller als Knecht, wieder für ein Jahr. Der Müller fragte:

„Wieviel verlangst du für deine Arbeit?"

„Gutes Essen, Kleider und Schuhe – das ist der ganze Preis", antwortete der Knecht.

Der Müller willigte ein und versprach, wenn das Jahr um sei, ein Festmahl abzuhalten. Dann könne der Knecht essen, soviel er wolle, und alles mitnehmen, was übrigbleibe.

Ein Jahr lang arbeitete der Knecht und gab sich Mühe. Er fuhr Heu und hackte Holz. Dann war das Jahr um. Er sagte zum Müller:

„Wir wollen nun abrechnen!"

Der Müller gebot, ein Festmahl auszurichten. Der Knecht schmauste, und der Müller sagte zu ihm:

„Was übrigbleibt, ist dein, nimm es mit für deine Familie." Der Knecht wickelte die Reste ins Tischtuch, nahm Abschied von dem Müller und ging. Er ging und trällerte vor sich hin: „Heut freu ich mich, heut freu ich mich, ich bring den Kindern Brot, bring Fisch und auch Piroggen. Davon kriegt niemand etwas ab, nur Frau und Kinder werden satt."

Ein alter Mann mit einem Stock kam ihm entgegen.

„Wohin des Wegs, Bauer?"

„Ich habe ein Jahr lang für eine einzige Mahlzeit gearbeitet", antwortete der jüngere Bruder. „Was übrigblieb, bringe ich meiner Familie."

„Willst du mir nicht etwas abgeben?"

„Ich gebe niemandem auch nur ein Krümchen."

„Kennst du mich etwa nicht? Ich bin ja der Herrgott, und du willst mir nichts abgeben?"

„Nun, wenn du der Herrgott wärst, würdest du mir nicht zusetzen. Ein Jahr lang habe ich gearbeitet im Schweiße meines Angesichts und nur eine einzige Mahlzeit verdient. Nicht einmal dir kann ich davon abgeben."

Er ging weiter. Nach einiger Zeit kam ihm der Tod entgegen und bat um etwas Essen. Der Bauer erschrak, knüpfte das Tuch auf und gab ihm zu essen. Da sprach der Tod:

„Ich danke dir, Bauer. Was kann ich dir Gutes tun? Wie soll ich mich erkenntlich zeigen? Weißt du was, laß uns zusammen leben. Ich will dein Helfer sein, und wir werden Kranke heilen. Ich mache reiche Leute krank, dann kommst du und schaust: Wenn ich dem Kranken zu Füßen sitze, kannst du ihn heilen, aber wenn ich ihm zu Häupten sitze, dann muß er sterben."

Der Bauer freute sich und willigte ein.

Er kam nach Hause, gab seiner Familie zu essen, und vom Verdienst eines Jahres blieb nichts übrig, seine Frau und seine Kinder aßen alles auf.

In der Hütte des Bauern aber übernachtete eben ein reicher Kaufmann. Seine Tochter war krank geworden. Drei Tage vergingen, und sie wurde nicht gesund. Da entsann sich der Bauer der Worte des Todes.

„Laß mich deine Tochter sehen", sagte er zu dem Kaufmann, „vielleicht kann ich sie heilen."

Er ging ins Haus des Kaufmanns und sah den Tod ihr zu Füßen sitzen.

„Nein, niemand kann sie heilen", sagte er. „Sie ist schwer krank. Aber ich will es versuchen."

Der Kaufmann weinte.

„Wenn du sie heilst, will ich dich reich belohnen. Versuche es, guter Mensch, heile sie, vielleicht wird sie wieder gesund."

Der Bauer ließ das Badehäuschen heizen und zehn Eimer Waschlauge bereitstellen.

„Ich will zu Hause die Arznei bereiten, dann komme ich wieder", sagte er.

Unterwegs pflückte er Kräuter, kochte Tee daraus und füllte ihn in Flaschen.

Mit dieser Arznei kehrte er ins Haus des Kaufmanns zurück. Die kranke Tochter wurde ins Dampfbad gebracht. Der Bauer dämpfte sie mit Birkenreisern, rieb sie mit Kräutern ein und gab ihr die Arznei zu trinken. Und das Wunder geschah: Das Mädchen war ins Bad beinahe getragen worden, und hinaus ging sie auf eigenen Füßen und war gesund. Der Tod hatte sie verlassen. Der Kaufmann fragte, wieviel die Heilung kosten solle.

„Gib mir nach deinem Gutdünken", antwortete der Bauer.

Der Kaufmann gab ihm drei Sack Mehl, Getreide und Gesottenes.

Der Bauer kam nach Hause. Die ganze Familie war zufrieden. Bald darauf wurde der Sohn eines anderen Kaufmanns krank. Der Kaufmann kam zu dem Bauern und bat ihn, den Kranken zu untersuchen. Der Bauer willigte ein. Wieder saß der Tod zu Füßen des Kranken. Der Bauer erklärte sich bereit, die Heilung zu versuchen. Von der Arznei aus den Heilkräutern sei noch ein wenig übrig.

Wieder ließ er das Dampfbad heizen. Er wusch und dämpfte den Kranken und gab ihm von der Arznei. Der Sohn des Kaufmanns erholte sich, und der Tod wich von ihm.

Der Kaufmann lohnte es dem Bauern reichlich. Dessen Ruhm verbreitete sich im Land, und der Bauer wurde reich. Er hatte Geld, baute sich ein Haus, und es ging ihm gut. Er wurde oft zu Kranken gebeten.

Wenn er den Tod zu Häupten des Kranken sitzen sah, weigerte er sich.

„Dieser wird sterben", sagte er dann, „macht Wasser warm und wascht ihn."

Dann ging er, und der Kranke starb wirklich. Andere aber vermochte er zu heilen.

Der ältere Bruder wurde neidisch auf den Reichtum des armen Knechts.

Er beschloß, sich krank zu stellen. Er wollte doch sehen, was der Bruder sagte und ob er einen Kranken von einem Gesunden unterscheiden konnte.

Gedacht, getan. Der jüngere Bruder ward zu ihm gerufen.

Er ging zu seinem älteren Bruder und sah den Tod zu dessen Haupte sitzen.

„Ich kann ihn nicht heilen", sagte er. „Mach lieber Wasser warm, Schwägerin, um ihn zu waschen."

Kaum war der jüngere Bruder gegangen, da sprang der Reiche vom Bett und lachte.

„Als ob er was vom Heilen versteht, mein Bruder! Er betrügt die lieben Menschen. Dafür gehört er verurteilt."

Sprach's, lief mit der Brust gegen den Türpfosten, stürzte zu Boden und starb.

Seine Frau weinte und schickte wieder nach dem jüngeren Bruder. Aber der konnte nicht mehr helfen.

Bis heute lebt der Bauer als Arzt auf Erden und heilt Kranke.

Aus dem Russischen übersetzt von Thomas Reschke. Die Auswahl der Märchen für diese Serie besorgte aus dem Russischen Gabriele Kleiner. Redaktion: Gisela Reller

Die Komi-Permjaken

...sind eng mit den Komi verwandt, sie sind im Autonomen Bezirk der Komi-Permjaken beheimatet.

Gegründet am 26. 2. 1925.

Bevölkerung: 165 000 Einwohner (1982), 151 000 Sowjetbürger sind ihrer Nationalität nach Komi-Permjaken.

Lage: Der Autonome Bezirk der Komi-Permjaken liegt im Osten des europäischen Teils der Sowjetunion, im Vorland des Ural.

Territorium: Die Fläche des Autonomen Bezirks der Komi-Permjaken beträgt 32 900 km² (zum Vergleich: Die DDR ist 108 178 km² groß).

Hauptstadt: Kudymkar.

Die Heimat der Komi-Permjaken ist zu vier Fünfteln mit Wald bedeckt. Holzeinschlag und -verarbeitung, Pelztierzucht, Pelztierjagd aber auch Ackerbau (Getreide, Flachs) und Viehzucht (Rinder, Schweine) bestimmen das Wirtschaftsleben.

Fortsetzung von Seite 35

Das Schweigen

mondhelle Julinacht, still, warm und lautlos – stieg Vater Ignati auf Zehenspitzen, damit ihn seine Frau und die Krankenpflegerin nicht hörten, die Treppe hinauf in Veras Zimmer. Das Mansardenfenster war seit Veras Tod nicht mehr geöffnet worden, und die Luft war trocken und heiß, mit einem leichten Brandgeruch von dem im Tagesverlauf aufgeheizten Blechdach. Unbewohnt und verlassen wirkte der Raum, in dem sich so lange kein Mensch mehr aufgehalten hatte und wo vom Holz der Wände, der Möbel und von den übrigen Gegenständen ein schwacher Geruch unaufhaltsamer Fäulnis ausging. Das Mondlicht fiel als heller Streifen durch das Fenster auf den Fußboden, und von den weißen, sorgfältig gescheuerten Dielen zurückgeworfen, tauchte es die Ecken und Winkel in dämmeriges Halblicht, und das weiße reine Bett mit den zwei Kopfkissen, einem großen und einem kleinen, wirkte gespensterhaft und unwirklich. Vater Ignati öffnete das Fenster – und ins Zimmer ergoß sich ein breiter Strom frischer Luft, die nach Staub, dem nahen Fluß und der blühenden Linde roch, und kaum hörbar drang mehrstimmiger Gesang herein: wahrscheinlich von Leuten, die im Boot fuhren und dabei sangen. Unhörbar mit den bloßen Füßen auftretend, ging Vater Ignati wie ein weißes Gespenst zu dem leeren Bett, fiel auf die Knie nieder und vergrub das Gesicht in den Kissen, die er mit beiden Armen umfing – dort, wo sich Veras Gesicht hätte befinden müssen.

„Vera, meine Tochter! Begreifst du, was das heißt: Tochter? Töchterchen! Du mein Herz, mein Fleisch und Blut, mein Leben. Dein alter, ach, so alter Vater, der schon grau und schwach ist…"

Seine Schultern bebten, der ganze schwere Körper geriet in Bewegung. Das Beben unterdrückend, flüsterte Vater Ignati zärtlich, wie zu einem kleinen Kind: „Dein alter Vater… bittet dich. Nein, Verotschka, er fleht dich an. Er weint. Er hat noch nie geweint. Dein Kummer, mein Kind, dein Leid – ist auch meins! Es ist größer als meins!"

Vater Ignati schüttelte den Kopf.

„Größer, Verotschka. Was bedeutet mir altem Mann der Tod? Du aber… Wüßtest du nur, wie zärtlich, schwach und scheu du bist! Erinnerst du dich, wie du dich in den Finger stachst, wie Blut heraustropfte und du anfingst zu weinen? Mein Töchterchen: Auch du liebst mich doch, ich weiß es, du liebst mich innig. Jeden Morgen küßt du mir die Hand. Sag es, sag mir, was dein Köpfchen betrübt, und ich werde – mit meinen eigenen Händen – deinen Kummer ersticken. Sie sind noch stark, Vera, diese Hände."

Vater Ignati schüttelte die Mähne.

„Sag es!"

Er bohrte den Blick in die Wand und streckte die Hände aus.

„Sag es!"

Im Zimmer war es still, und aus weiter Ferne drang das langanhaltende, ununterbrochene Pfeifen einer Lokomotive.

4

Am nächsten Tag ging Vater Ignati, nachdem er zeitig und allein Mittag gegessen hatte, auf den Friedhof – zum ersten Mal seit dem Tod seiner Tochter. Es war heiß, menschenleer und still, als sei dieser schwüle Tag nur eine hellerleuchtete Nacht, aber Vater Ignati hielt gewohnheitsgemäß den Rükken krampfhaft gerade, blickte streng nach rechts und links und dachte, daß er noch immer der gleiche sei wie früher; er bemerkte weder die neuerliche entsetzliche Schwäche in den Beinen, noch daß sein langer Bart ganz weiß geworden war, als hätte sich grimmiger Rauhreif darübergelegt. Zum Friedhof führte eine lange gerade Straße, die etwas anstieg, und an ihrem Ende schimmerte der weiße Bogen des Friedhofstors wie ein schwarzer, ewig geöffneter Mund, umrandet von blitzenden weißen Zähnen.

Veras Grab befand sich am anderen Ende des Friedhofs, wo es keine sandbestreuten Wege mehr gab, und Vater Ignati mußte lange auf schmalen Pfaden dahinirren, die sich kreuz und quer an grünen, von allen vergessenen und verlassenen Hügeln vorbeischlängelten. Hie und da standen schiefe, grün gewordene Grabdenkmäler, zerbrochene Gitter und große, schwere Grabsteine, die in die Erde hineingewachsen waren und sie mit mürrischer Altersbosheit niederdrückten. An einen solchen Stein schmiegte sich Veras Grabhügel. Er war von jungem vergilbtem Rasen bedeckt, doch ringsherum grünte alles. Eine Eberesche umschlang einen Ahorn, und ein ausladender Nußstrauch breitete seine geschmeidigen Zweige mit den pelzig rauhen Blättern über das Grab. Vater Ignati hatte sich auf dem Nachbargrab niedergelassen, um Atem zu schöpfen, schaute sich nach allen Seiten um, warf einen Blick auf den wolkenlosen, leeren Himmel, wo völlig reglos die glühende Sonnenscheibe hing – und erst da empfand er jene mit nichts zu vergleichende Stille, die auf Friedhöfen herrscht, wenn kein Lüftchen weht und das abgestorbene Laub sich nicht regt. Und wieder kam ihm der Gedanke, daß dies keine Stille, sondern Schweigen sei. Es ergoß sich bis zu den Ziegelmauern des Friedhofs, kroch schwerfällig darüber hinweg und überschwemmte die Stadt. Und zum Stehen kam es erst dort – in den grauen, starr und hartnäckig schweigenden Augen.

Vater Ignati zog die kalt gewordenen Schultern hoch und senkte die Augen auf Veras Grab. Lange blickte er auf die vergilbten kurzen Grashalme, die man mit dem Erdreich irgendwo aus dem weiten, windumwehten Feld gerissen hatte und denen es nicht gelungen war, in dem fremden Boden heimisch zu werden, und er konnte sich nicht vorstellen, daß dort, unter diesem Rasen, nur zwei Arschin von ihm entfernt, Vera lag. Diese Nähe schien unfaßbar und erfüllte seine Seele mit Verwirrung und seltsamer Unruhe. Sie, die für Vater Ignati auf ewig in den finsteren Tiefen der Unendlichkeit verschwunden schien, war hier, gleich neben ihm… und es war schwer zu begreifen, daß sie dennoch nicht da war und niemals da sein würde.

Vater Ignati nahm den breitkrempigen schwarzen Hut ab, fuhr sich durch das gewellte Haar und flüsterte: „Vera!"

Er genierte sich bei dem Gedanken, ein Fremder könnte ihn hören, und so stieg er auf den Grabhügel und blickte über die Kreuze hinweg. Niemand war da, und er wiederholte, diesmal bereits laut: „Vera!"

Es war seine alte Stimme, schroff und befehlend, und es schien sonderbar, daß eine so nachdrücklich ausgesprochene Forderung ohne Antwort bleiben sollte.

„Vera!"

Laut und hartnäckig rief die Stimme, und als sie verstummte, war es einen Augenblick, als ertöne irgendwo unten eine undeutliche Antwort. Vater Ignati blickte sich noch einmal um, strich die Haare hinters Ohr zurück und preßte es gegen den harten, stachligen Rasen.

„Vera, sag es!"

Doch voll Entsetzen spürte er, daß Grabeskälte in sein Ohr strömt und das Gehirn erstarren läßt und daß Vera spricht – aber wieder spricht sie mit dem gleichen langen Schweigen. Immer unheimlicher und grauenvoller wird es, und als Vater Ignati sein totenbleiches Gesicht gewaltsam von der Erde reißt, ist ihm, als zittere und bebe die Luft von dem dröhnenden Schweigen und als sei über diesem schrecklichen Meer ein wilder Sturm heraufgezogen. Das Schweigen würgt ihn, es rollt mit eisigen Wellen über seinen Kopf hinweg und bewegt sein Haar; es brandet gegen seine Brust, die unter den Schlägen aufstöhnt. Am ganzen Körper bebend, wild und jäh um sich blickend, steht Vater Ignati langsam auf, lange und qualvoll bemüht er sich, den Rücken gerade aufzurichten und dem bebenden Körper eine stolze Haltung zu verleihen. Und es gelingt ihm. Absichtlich langsam klopft er sich die Knie ab, setzt den Hut auf, bekreuzigt dreimal das Grab und geht mit gleichmäßigem, festem Schritt davon, aber er erkennt den altvertrauten Friedhof nicht wieder und verliert den Weg.

„Verirrt hab ich mich!" lächelt er höhnisch und bleibt an der Gabelung mehrerer Pfade stehen.

Das währt nur einen Augenblick, dann wendet er sich, ohne zu überlegen, nach links, denn stehen und warten kann er nicht. Das Schweigen treibt ihn vorwärts. Es erhebt sich von den grünen Grabhügeln; die düsteren grauen Kreuze atmen es aus; in feinen, die Kehle zuschnürenden Rinnsalen strömt es aus allen Poren der mit Leichen gesättigten Erde. Immer schneller werden Vater Ignatis Schritte. Wie betäubt irrt er immer wieder die gleichen Pfade entlang, springt über Grabhügel, stößt gegen Gitter, klammert sich mit den Händen an stachlige Blechkränze, daß der weiche Stoff seines Gewandes in Fetzen gerissen wird. Ein einziger Gedanke beherrscht ihn: hier herauszukommen. Er wendet sich von einer Seite zur anderen und rennt schließlich los – stumm, hochaufgerichtet, mit flatternder Soutane und wild wehendem Haar. Kein dem Grab entstiegener Leichnam hätte einen Passanten so erschreckt wie diese gespenstische Gestalt eines rennenden, springenden, mit den Armen fuchtelnden Menschen, dessen irrsinniges Gesicht verzerrt war und dessen geöffnetem Mund sich ein dumpfes Röcheln entrang.

In vollem Lauf erreichte Vater Ignati den freien Platz, an dessen Ende die weiße Friedhofskapelle schimmerte. An der Tür döste auf einer niedrigen Bank ein altes Männlein, dem Aussehen nach ein Pilger von weither, und neben ihm zankten und schimpften zwei alte Bettelweiber laut miteinander.

Als sich Vater Ignati seinem Haus näherte, dämmerte es schon, und in Olga Stepanownas Zimmer brannte Licht. Ohne sich auszuziehen und den Hut abzunehmen, eilte er, staubig und zerfetzt, zu seiner Frau und fiel auf die Knie.

„Mutter… Olja… erbarme dich meiner!" schluchzte er. „Ich werde wahnsinnig."

Er schlug mit dem Kopf auf die Tischkante und schluchzte ungestüm, gequält, wie jemand, der niemals weint. Und er hob den Kopf, überzeugt, daß sogleich ein Wunder geschähe und seine Frau sich seiner erbarmen und zu ihm sprechen würde. „Du mein Leben!"

Mit seinem ganzen schweren Körper reckte er sich seiner Frau entgegen – und begegnete dem Blick der grauen Augen. In ihnen war weder Mitleid noch Zorn. Vielleicht verzieh sie ihm und bedauerte ihn, aber in den Augen war weder Erbarmen noch Vergebung. Sie waren stumm und schwiegen.

Und es schwieg das ganze finstere verödete Haus.

Deutsch von Margit Bräuer

LEBENS VERSICHERUNG

Unser neues Angebot

Verbesserte Vorsorge für die Familie

Unsere Mitarbeiter beraten Sie gern ausführlich

Mit moderner Fangflotte

DEWAG Rostock

Auf den Schiffen der Hochseefischereiflotte des VEB Fischfang Rostock gibt es Einsatzmöglichkeiten im Bereich:

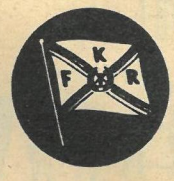
Fischverarbeitung
als
Produktionsarbeiter

Voraussetzungen für eine Bewerbung sind:
Mindestalter 18 Jahre und ein guter Gesundheitszustand.

Die Entlohnung – verbunden mit weiteren seefahrtspezifischen Vergünstigungen – erfolgt auf der Grundlage des Rahmenkollektivvertrages der Hochseefischerei.

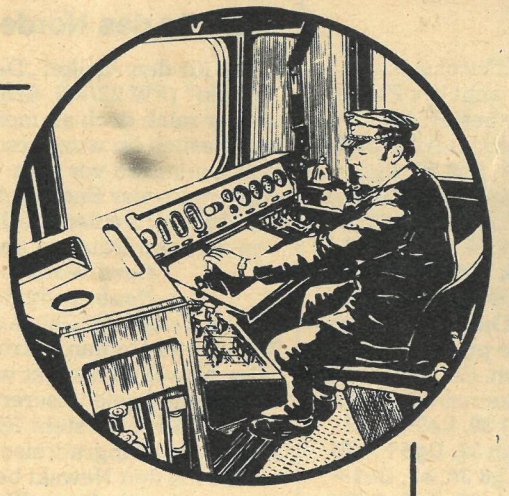
Informieren Sie sich!

Fügen Sie Ihrer Anfrage oder Bewerbung einen ausführlichen Lebenslauf bei!



VEB Fischfang Rostock
Stammbetrieb des VEB Fischkombinat
Personalbüro
2510 Rostock 5
Am Fischkombinat 11

Reg.-Nr. 227/III/86



Achtung Schulabgänger!

Kommt zu uns!

Ein Beruf mit Zugkraft bei der Deutschen Reichsbahn

Zukunftsorientiert
Interessant • Vielseitig

Wir bilden aus!

Berufe für Abgänger der 10. Klasse:

- Lokomotivführer über Ausbildungsberuf Schienenfahrzeugschlosser
- Facharbeiter für Eisenbahnbetrieb
- Facharbeiter für Eisenbahnbau
- Facharbeiter für Rangiertechnik
- Schienenfahrzeugschlosser
- Elektromonteur
- Elektrosignalmechaniker
- Facharbeiter für Nachrichtentechnik
- Instandhaltungsmechaniker

Beruf für Abgänger der 8. Klasse:

- Gleisbaufacharbeiter

Alle Reichsbahn-Dienstellen nehmen Bewerbungen entgegen oder erteilen Auskünfte.

GLÜCK MUSS MAN HABEN

5 aus 45

6 aus 49

Fuss Ball Toto

Das große Gesellschaftsspiel im Fernsehen der DDR

Tele Lotto

WER GLÜCK HAT, GEWINNT

auf seinen Lotto-Toto-Spielschein zusätzlich

3000,– Mark
2000,– Mark
oder **1000,– Mark**

WER NOCH MEHR GLÜCK HAT,

gewinnt außerdem zusätzlich

1 Pkw Trabant de Luxe
1 Farbfernsehgerät
oder **1 Auslandsreise** *für 2 Personen*

Spielscheinannahme 8.–12. Dezember 1986

VEB VEREINIGTE WETTSPIELBETRIEBE • FERNSEHEN DER DDR

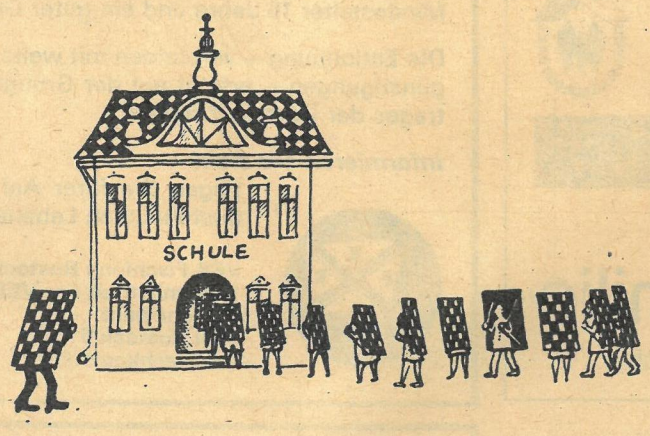
SCHACH-GESCHICHTEN

Botwinnik – Capablanca
Nimzo-Indisch
Amsterdam 1938
1. d4, Sf6 2. c4, e6 3. Sc3, Lb4 4. e3, d5 5. a3, L:b4+ 6. bc, c5 7. cd, ed 8. Ld3, 0-0 9. Se2, b6 10. 0-0, La6 11. L:a6, S:a6, 12. Lb2, Dd7, 13. a4 Tfe8 14. Dd3, c4

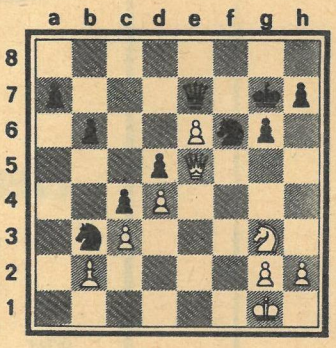
Der erste sowjetische Weltmeister

Michail Botwinnik
geb. 17. 8. 1911

Von Michail Moissejewitsch Botwinnik stammt ein bemerkenswerter Gedanke. Er sagt, daß das Schachspiel ein kleiner, bescheidener, aber doch ein Teil der Menschheitskultur sei. Immer wenn die Kultur eines Landes sich besonders stürmisch entfaltete, habe dieses Land auch hervorragende Schachmeister hervorgebracht. Im 16./17. Jahrhundert zum Beispiel gab Spanien der Welt Cervantes, Lope de Vega und Velásquez, Italien Galilei und Tizian. In dieser Zeit waren Spanien und Italien die führenden Schachnationen, Ruy Lopez in Spanien und Greko in Italien die stärksten Meister; die Spanische und die Italienische Partie sind bleibende Zeugnisse jener Epoche. Im 18. Jahrhundert waren Voltaire, Lavoisier und Rousseau Zeitgenossen und Landsleute des großen Philidor, entstand die Französische Eröffnung. Und so fort. („Über die sowjetische Schachschule", 1951).
Seit den dreißiger Jahren drängten die sowjetischen Schachmeister zur Weltspitze. 1948 holte sich ihr Vorkämpfer Michail Botwinnik den Titel des Schachweltmeisters. Seither ist die sowjetische Schachschule führend in der Welt. Von den acht Nachkriegsweltmeistern kommen sieben aus dieser Schule, deren Begründer und langjähriger Champion Botwinnik war. Nicht nur durch seine eigenen Erfolge verschaffte er der sowjetischen Schachschule internationale Autorität; er vermochte auch, in mehreren Generationen sowjetischer Bürger Liebe zu diesem Spiel zu wecken, der Schachbewegung ein Ausmaß und einen Schwung zu geben, die in der ganzen Welt einmalig sind. Was Botwinnik während einer 50jährigen Wettkampfpraxis auszeichnete, war das wissenschaftliche Herangehen ans Schach. Als Analytiker ist er bis heute unübertroffen; vor allem lehrte und demonstrierte er, daß ein Schachmeister seine eigenen Partien mit schonungsloser Kritik analysieren muß. Botwinnik ist gelernter Elektrotechniker – Doktor der technischen Wissenschaften – und genießt auch als Forscher auf dem Gebiet der Energetik hohes Ansehen. Seit seinem Rücktritt vom Leistungssport im Jahre 1963 hat er sich auf die Kybernetik geworfen und bemüht sich, dem Schachcomputer beizubringen, daß er wie ein Schachmeister „denkt" und nicht die Gewaltmethode – brute force – praktiziert, nach der alle bisherigen Computer arbeiten. Bei der Gewaltmethode prüft der Computer alle überhaupt möglichen eigenen Züge und alle möglichen Züge des Gegners, das heißt, er spielt in jeder Stellung Millionen von Varianten durch. Die weitaus meisten Züge kommen jedoch für die praktische Partie nicht in Frage, der überwiegende Teil der Varianten ist absolut sinnlos. Botwinnik ist der einzige Forscher in der Welt, der auf der Suche nach einer Alternative zur Gewaltmethode ist. Er forscht natürlich nicht um des Schachcomputers willen, sondern weil dieser das Modell für neue Methoden der Programmierung wichtiger volkswirtschaftlicher Aufgaben liefert. Michail Botwinnik, dessen 75. Geburtstag die sowjetische Öffentlichkeit kürzlich mit großer Anteilnahme beging, verfügt über die körperliche und geistige Frische, das große Werk, das er sich vorgenommen hat, zu vollenden.



(Eine solche Festlegung des Zentrums ist an sich nicht erstrebenswert; aber Capablanca verfolgt einen tiefen Plan: die Eroberung des Ba4. Botwinnik findet das richtige Gegenmittel: Er bereitet einen Bauernvorstoß im Zentrum und auf weite Sicht einen Königsangriff vor. Der spannende Wettlauf um die Durchsetzung der Pläne macht die Partie zu einer der besten der Schachgeschichte) **15. Dc2, Sb8 16. Tae1, Sc6 17. Sg3, Sa5 18. f3, Sb3, 19. e4, D:a4, 20. e5, Sd7 21. Df2, g6 22. f4, f5 23. ef, S:f6 24. f5, T:e1 25. T:e1, Te8 26. Te6!, T:e6 27. fe, Kg7 28. Df4, De8 29. De5, De7** (Siehe Diagramm! Nun beginnt eine prachtvolle Kombination, die zeigt, daß Botwinnik keineswegs nur Stratege ist) **30. La3!, D:a3 31. Sh5+!, gh 32. Dg5+, Kf8 33. D:f6+, Kg8 34. e7, Dc1+ 35. Kf2, Dc2+ 36. Kg3, Dd3+ 37. Kh4, De4+ 38. K:h5, De2+ 39. Kh4, De4+ 40. g4, De1+ 41. Kh5 und Schwarz gab auf.**
Heinz Stern



Nächste Folge: Wladimir Majakowski – „Schlagt die Monarchien mit dem Bauern!"

Flora, Fauna und Musik

Sie fragten, welche Art von Preisaufgaben am meisten zur Lösung reizt (FW 21/86). Wie wäre es mal mit einem kombinierten Rätsel – waagerecht Kreuzwort und senkrecht Kreuzgitter!
Friedel Amse, Halberstadt

Mir sind Kreuzworträtsel, die sich auf Artikel im jeweiligen Heft beziehen, am liebsten, weil man gleich das festigt, was man gelesen hat.
Johannes Scholze, Dresden

Im Kreuzworträtsel müssen nicht unbedingt unauffindbare Orte, Flüsse und Gebirge vorkommen, lieber mehr Begriffe aus Wissenschaft und Technik!
Horst Doehler, Plauen

Mich interessieren solche Aufgaben, die logisches Denken fordern und damit fördern.
Gerd Hocke, Uhrsleben

Obwohl sich meine Frau und ich an allen Rätselaufgaben mit Vergnügen beteiligen, reizen mich persönlich am meisten Ihre Anregungen, sich zu einem Bild Gedanken zu machen.
Gerda und Oskar Kunath, Hohenstein-Ernstthal

Ich bevorzuge Kreuzgitter, an denen man sich die Zähne ausbeißen muß. Über die alphabetische Anordnung der zu ratenden Begriffe bin ich enttäuscht sowie über die Vielzahl der eingesetzten Buchstaben. Damit wird einem das Knobeln verleidet.
Ruth Birndt, Freiberg

Ehrlich, mir gefällt das große Rätsel-Quiz am besten. Nur bin ich der Meinung, daß es dabei keinen ersten Gewinner geben sollte. Warum nicht alle Preise in gleicher Höhe?
Hans Kräußlich, Potsdam

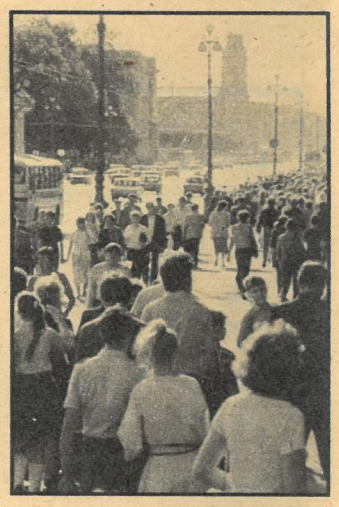
Am liebsten habe ich Kreuzworträtsel und auch die Leserforum-Preisfrage, die zum Lesen der Zeitung anregt. Nicht so ganz mein Geschmack sind die Rücktitel-Preisfragen, das ist vielleicht mehr etwas für Spezialisten des jeweiligen Gebiets.
Ruth Menzel, Zwickau

Venedig des Nordens

Dank für den Artikel „Der Newski" (FW 22/86). Erinnert er mich doch an meinen Besuch im wunderschönen Leningrad vor acht Jahren. Es war Ende Juni, die Zeit der weißen Nächte, von der man träumen kann.
Gerd Walter, Neubrandenburg

Wie sagte der 102 Jahre alte Einwohner Roman Petrow: „Der Newski-Prospekt war und ist die Seele unserer Stadt". Für mich steht fest, bei einer Leningradreise werde ich den Newski besuchen und mich dieser Worte erinnern.
Jens Stöbe, Leipzig

Schon zum sechsten Mal weilte ich in der Stadt an der Newa. Als Reiseleiter richte ich es immer so ein, daß meine Teilnehmer möglichst viel Zeit für einen Bummel über den Newski haben. Es ist ein Erlebnis, den flutenden Straßenverkehr dieser Magistrale zu erleben, sich in den bunten Strom der Menschen einzuordnen, einen Hauch Romantik vom Venedig des Nordens zu erhaschen. Stets rate ich dazu, das Alexander-Newski-Dreifaltigkeitskloster, erbaut in schönstem russischen Barock, und den dortigen Friedhof zu besuchen. Hier liegen die Grabstätten vieler großer russischer Musiker, Dichter und Gelehrten.
Herbert Franke, Dresden



Mukran–Klaipeda

Der Beitrag „Leinen los" (FW 21/86) über die neue Fährverbindung Mukran–Klaipeda, fand bei mir großen Anklang. Nur eines ist mir aufgefallen: Das Aufmachungsfoto, Seite 10–11, zeigt das Fährschiff „Mukran" mit der Aufschrift Rostock. Auf Seite 17 oben ist das Schiff nochmals abgebildet, diesmal jedoch mit dem Städtenamen Wismar. Bisher war es doch meines Wissens so, daß ein Schiff nur einen Heimathafen hat.

Wenn man älter wird, muß man etwas tun, um den Geist anzuregen, dazu hilft auch das Lösen von Rätseln.

A. Spreer, Leipzig

Solche populärwissenschaftlichen Aufgaben wie auf der letzten Seite sind eine Bereicherung für alle, die etwas dazulernen möchten. Sehr gut gefielen mir die Greifvögel. Man sollte sich weiterhin in Flora und Fauna bewegen. Das sind interessante Gebiete zur Erweiterung des Wissens. Beim Rätsel-Quiz gibt es mitunter Fragen, die man beantworten kann, ohne das Rätsel zu lösen.

Rudi Bühring, Pasewalk

Sehr schön für alle Leseratten war das Literatur-Preisausschreiben 1986.

Edith Buck, Berlin

Von mir aus könnte jedes Quartal ein umfangreiches Preisauschreiben stattfinden. Aber das ist sicherlich auch eine materielle Frage. Mein Vorschlag: Die Musik im weitesten Sinne könnte einmal Gegenstand von Preisaufgaben sein. Oder die Folklore in der DDR.

Christel Krömmling, Magdeburg

Leserfoto

Der erste Schnee! Da freuen sich vor allem die Kinder. Fritz Martin, Torgau, fotografierte in Leningrad.

Preisfrage

Heft 25/86

Welches eurasische Gebirge ist Heimat einer Wisentform?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 1/87. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 17. Dezember 1986. Auflösung von Heft 23/86: Grippevirus. Wir gratulieren Dieter Ingold, Blumenow.

Wer schreibt uns?

Rimma Tschesnokowa, 17 Jahre, Studentin, wünscht Briefwechsel in russischer Sprache. Hobbys: Sport, Musik, Kochen. Sammelt Münzen, Kalender. UdSSR, 630 055 g. Nowosibirsk, ul. Arbusowa 16–65

Csaba Kalmár, 16 Jahre, wünscht Briefwechsel mit Mädchen in deutscher, spanischer oder englischer Sprache. Interessen: Musik, Sport, Reisen. Sammelt Briefmarken und Plaketten. Ungarische VR, Budapest 1123, Nagyenyed u. 15/B, IV. 20

Krzysztof Kesciek, 23 Jahre, Hobbys: Geschichte, Film, Literatur. VR Polen, 05–500 Piaseczno, ul. Zeglińskiego 29

Valentina Sadikjan, 22 Jahre, studiert Deutsch und Englisch. Hobbys: Mode, Belletristik. UdSSR, Stawropolski kr., Pjatigorsk, ul. 295. Strelkowoi Divisii d. 16, 4. Wohnheim

Brief-Echo

Im vorigen Jahr veröffentlichte Ihre Zeitschrift meine Adresse. Sie können sich kaum meine Freude vorstellen, als ich so viele Briefe bekam. Ich hätte gewiß nicht alle beantworten können. Da ich Deutschlehrerin bin, habe ich nun meine Schüler und Kollegen mit Adressen versorgt. Die Informationen, die wir von unseren Briefpartnern erhalten, verwenden wir im Unterricht und bei außerschulischen Veranstaltungen. So war der Erfolg anläßlich des Geburtstags Ernst Thälmanns an unserer Schule besonders groß. Also herzlichen Dank!

Galina Schamanskaja aus Sibirien

Sollte die „Mukran“ nun zwei haben?

Klaus Broßmann, Leutenberg

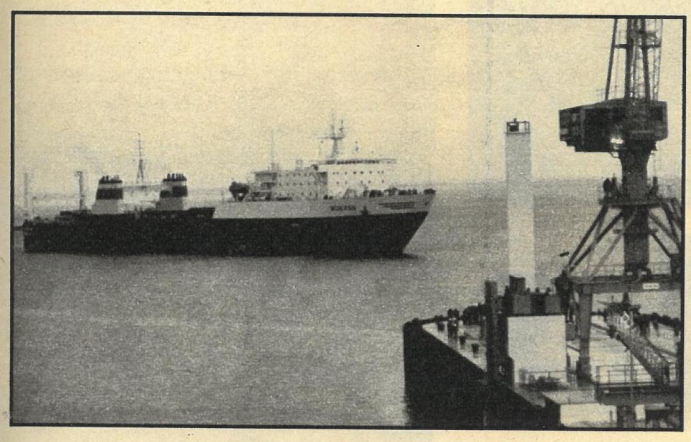
Jedes Handelsschiff, das auf See erscheint, gibt sich – so verlangen es die Regeln der internationalen Seefahrt – unverwechselbar zu erkennen. Zu seinen Erkennungsmerkmalen gehören: Erstens die Flagge des Herkunftslandes bzw. des Landes, in dem das Schiff registriert ist. Zweitens die Schornsteinmarke (eine spezifisch gestaltete Markierung am Schornstein), die eindeutig erkennen läßt, welche Reederei der Eigner des Schiffes ist. Drittens der Name des Schiffes sowie der Name des Heimathafens. Bis zur Übergabe der „Mukran“ an den VEB Deutfracht/Seereederei Rostock war Wismar, wo die Eisenbahngüterfähre auf der Mathias-Thesen-Werft gebaut wurde, der Heimathafen. Das wird jeweils auch für die folgenden fünf Fährschiffe gelten. Sie werden die Namen „Greifswald“ und „Wismar“ (DDR) bzw. „Klaipeda“, „Vilnius“ und „Kaunas“ (UdSSR) tragen.

Helmuth Pelzer

Von der Tundra bis zu den Subtropen

Zur Zeit absolviere ich ein Teilstudium am Leningrader Polytechnischen Institut. Hier las ich den Bericht über den Bodenkundler Professor Dr. Lieberoth („Bilder, die kein Maler schuf“, FW 19/86), in dem auch der russische Forscher Wassili Dokutschajew erwähnt wird. Dazu eine Ergänzung: Auf der Wassili-Insel in Leningrad ist neben dem Zentralen Kriegsmarinemuseum in einem ehemaligen Lagerhaus das Zentrale Bodenkundemuseum untergebracht. Die Sammlungen von Wassili Dokutschajew bildeten die Grundlage der heutigen unikalen systematischen Ausstellung der verschiedenen Bodenarten der UdSSR. Die Bestände werden laufend ergänzt und aktualisiert, so daß man sich über die neueste Entwicklung der sowjetischen Bodenkunde informieren kann. Dies als Anregung für in dieser Richtung interessierte Besucher der Newa-Stadt. Das Museum ist wochentags von 11 bis 17 Uhr geöffnet, der Eintritt ist frei.

Gunthart Mau, Rostock



Ostasiatisches

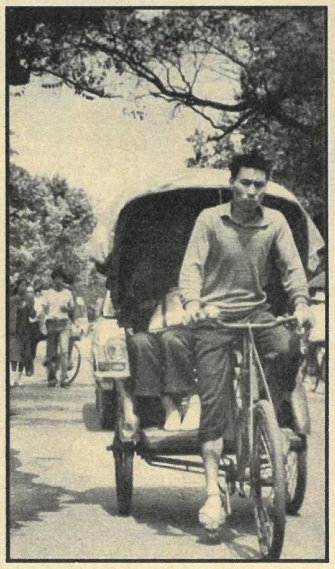
Wertvoll und informativ der Bericht „Wo es drei Ernten gibt“ (FW 22/86). Man weiß viel zu wenig über die Entwicklung dieses Riesenreiches nach Abschluß der sogenannten „Kulturrevolution“.

Käthe Harms, Potsdam

Schon immer hatte ich großes Interesse an ostasiatischen Ländern. So reizte mich natürlich Ihr China-Bericht zum Lesen. Auch die Fernsehfolge „Auf der Seidenstraße“ ist ganz nach meinem Geschmack.

Hildegard Müller, Berlin

Neben modernen Verkehrsmitteln sieht man in den Städten Chinas noch die traditionellen Rikschas (siehe Foto), in denen Personen aber auch Lasten befördert werden.



Sie stellten in Heft 22/86 die Preisfrage: Ein ha sind wieviel mu? Für welches Wort ist mu die Abkürzung?

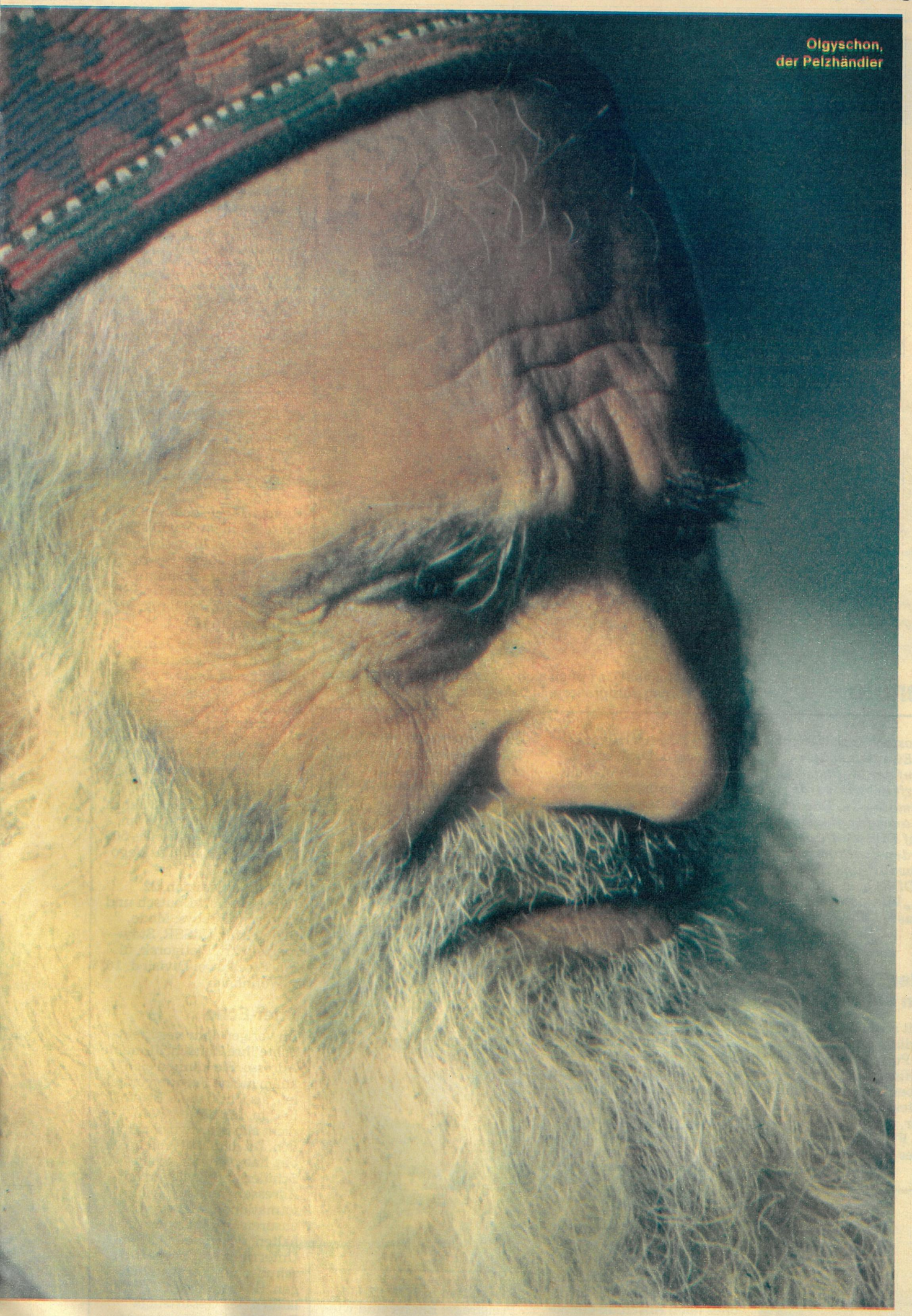
Yvonne Berger, Arneburg

Mu ist keine Abkürzung, sondern eine chinesische Flächenbezeichnung.

Günther Wolfram

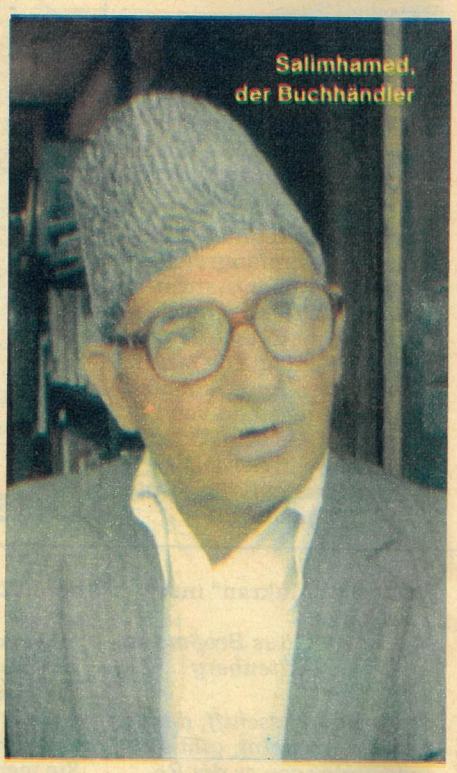
Redaktion: H. Bengtson; Fotos: D. Christel, L. Willmann, G. Wolfram, Archiv/FW; Vignette: Martin Kotsch

Straßenbekanntschaften in Kabul:


Olgyschon, der Pelzhändler

Bummel durch Kabuls Straßengewirr an einem Herbstnachmittag. Die Hauptstadt der Demokratischen Republik Afghanistan ist seit alters berühmt durch ihre Märkte. Wir blicken in junge und alte Gesichter in der Chickenstreet und fragen die Händler nach dem Gang der Geschäfte. Die Berichte und Schicksale geben Einblicke in die heutige Situation neun Jahre nach der Aprilrevolution von 1978.

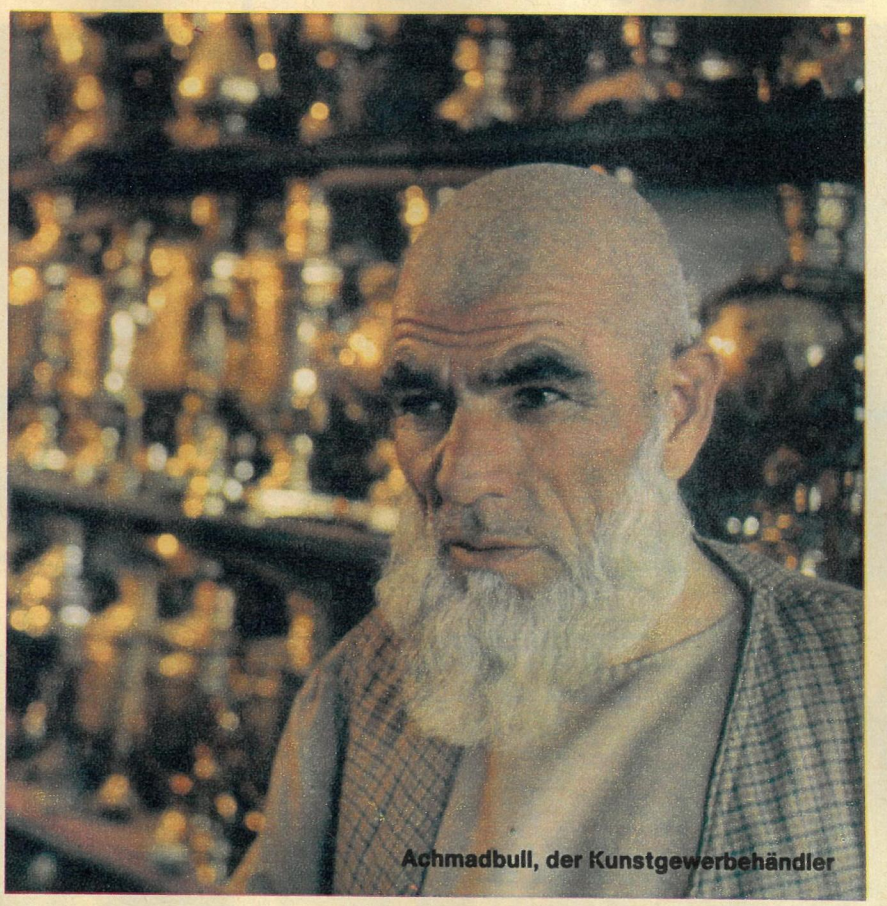
Ein Beitrag unserer Moskauer Korrespondenten Dietrich Pätzold (Text) und Volkmar Billeb (Fotos).


Salimhamed, der Buchhändler

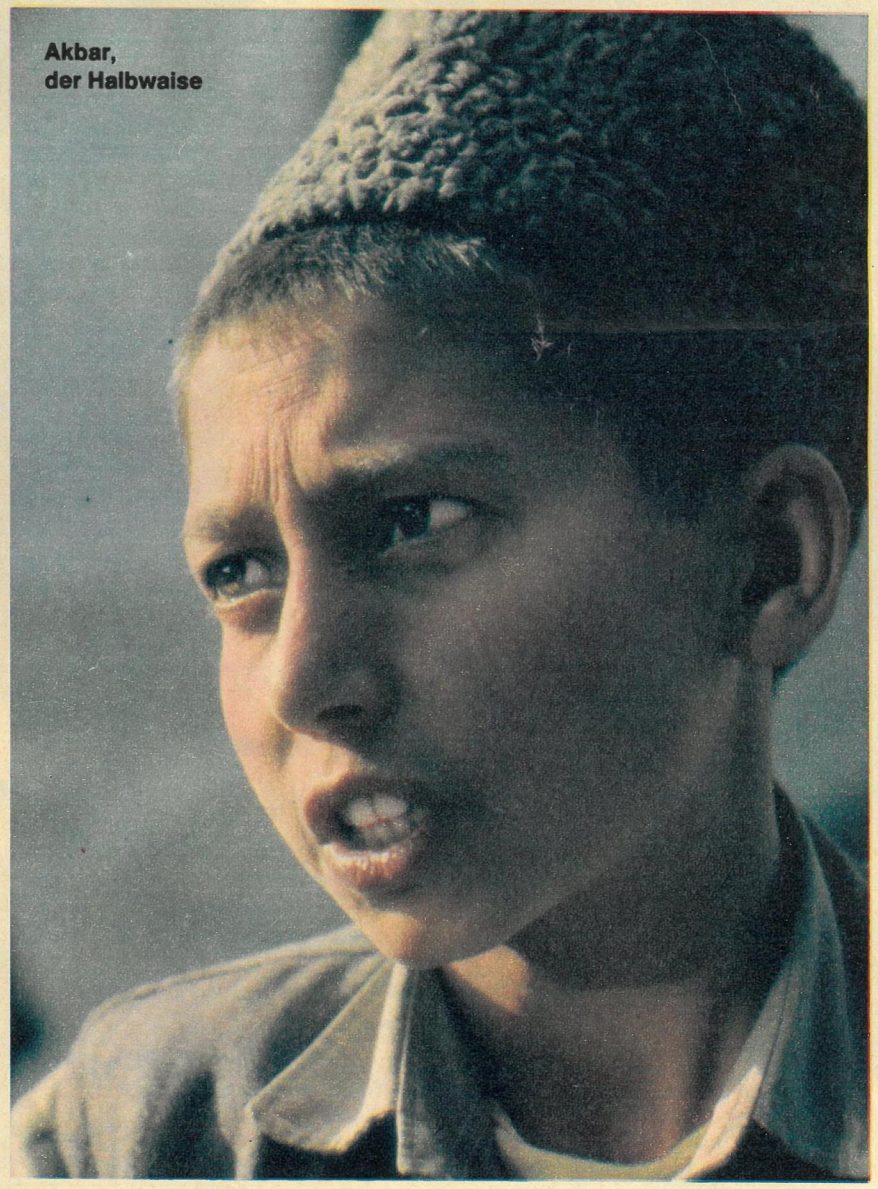
Abdulnabi, der Schneider

Beim Barte des

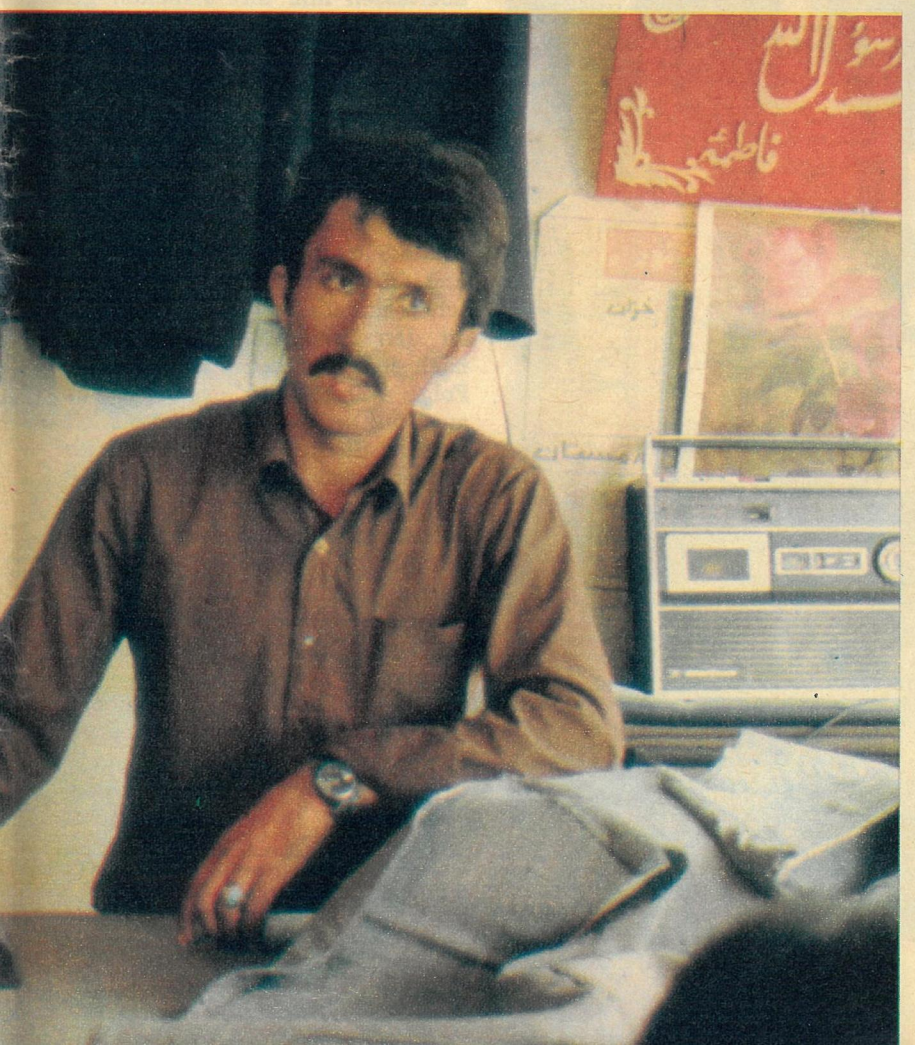
Sabulla,
die Studentin



Achmadbull, der Kunstgewerbehändler



Akbar,
der Halbwaise



Propheten

Beim Barte des Propheten

Das ist die berühmteste Straße der Stadt, betont unser afghanischer Begleiter, bevor er dann ihren Namen preisgibt: Chickenstreet – Hühnerstraße! Nomen est omen? Weit gefehlt. Hier wird kein Federvieh angeboten, niemand feilscht um Nüsse und Mandeln, Gewürze und Tand. Es duftet nicht nach tausend Gerüchen aus aller Herren Länder wie auf dem orientalischen Basar ganz in der Nähe. Die Chikkenstreet ist das traditionelle Einkaufszentrum der Touristen. Und die suchen nach Souvenirs, Erinnerungsstücken. Da gibt es türkisblaue, smaragdgrüne und kastanienbraune Keramik aus Estalef, einem Bergdorf etwa eine Autostunde von Kabul entfernt, dessen zumeist tadshikische Bewohner sich seit Generationen auf die Herstellung von Töpferwaren spezialisiert haben. Da bieten Juweliere Schmuck aus Lapislazuli an, dem blauen Halbedelstein, der fast ausschließlich in Afghanistan, im schwer zugänglichen Tal am Oberlauf des Panschiriflusses vorkommt. Zwischen Vasen und Schalen aus hellblau-rauchigem Glas, das in dieser Art nur im vieltausendjährigen Herat, nahe der iranischen Grenze, hergestellt wird, liegen reich verzierte Pistolen mit ziseliertem Lauf und eingelegtem Griff…

Rede und Gegenrede wollen nicht enden, die Übersetzung der Antwort auf unsere Frage läßt auf sich warten. Dabei geht es doch nur darum, von dem sechzigjährigen Achmadbull zu erfahren, wie hoch denn sein monatlicher Gewinn sei. Er verkauft – schon seit fünfzehn Jahren – Kupferkannen, Samoware, Dolche. Die Produzenten überlassen ihm ihre Arbeiten gegen eine Anzahlung, für die er das Risiko trägt. Hat er ein Stück an den Mann gebracht, teilt er den Gewinn mit ihnen. Und der kann beträchtlich sein, sind es doch vor allem Ausländer, die hier einkaufen. Denn um einen geforderten Preis auf ein Zehntel und mehr herunterzuhandeln, dazu gehören Sprach- und Sachkenntnisse. Wer will schon eine fünfzehnköpfige Familie an den Bettelstab bringen, was nach den Worten des Händlers die Folge wäre, wenn er das Stück auch nur um einen Afghani billiger abgäbe. Schließlich gesteht er, als er sieht, daß wir bei ihm sowieso nichts erwerben wollen: „Am Tage komme ich mitunter, wenn die Geschäfte gut gehen, auf immerhin tausend Afghani.“ Und um zu unterstreichen, daß er die Wahrheit sagt, schwört er beim Barte des Propheten. Tausend Afghani – das ist fast ein Drittel des monatlichen Durchschnittsverdienstes eines Arbeiters.

In jungen Jahren wollte Achmadbull lernen, studieren, möglichst

Die Chickenstreet: eine Ost-West-Achse des Kleinhandels

Der alte orientalische Ladenstil, modern gestaltet: Im Erdgeschoß die Geschäfte, darüber die Wohnungen der Besitzer

Mullah werden. Es mußte ein Kindheitstraum bleiben, den er nun aber seinem Sohn erfüllt. Der geht in die 12. Klasse einer Religionsschule und erhält – „Allah sei Dank!" – dafür vom Staat ein Stipendium.

Am 8. Saur 1357 – der hier gültigen islamischen Zeitrechnung –, dem Tag nach der Aprilrevolution (28. April 1978), erklärte die neue Staatsführung in einem Aufruf an die Bevölkerung, daß die Revolution im Lande im Namen der Verteidigung des Islam und der Demokratie vollbracht wurde. Die Regierung sicherte den Gläubigen ihre Unterstützung zu. So wurde ein staatlicher Fonds für die Renovierung und den Bau von Moscheen gebildet, und die Mekka-Pilger erhalten einen Zuschuß von 26 000 Afghani für ihre Reise nach Saudi-Arabien. – „Großmullah soll er werden, mein Sohn, so Allah es will!", sagt der Alte schon bei unserem Weggehen, und seine Augen glänzen...

Mehr Kundschaft heute

Nichts fällt auf, was uns den Namen der Chickenstreet erklären könnte. Früher einmal, so erklärt unser Begleiter, sei hier ein florierender Geflügelbasar gewesen. Doch der Handel mit den Tieren lohnte nicht mehr. Die Händler gingen mit der Zeit, und Handwerker machten sich seßhaft.

Der vierundzwanzigjährige Abdulnabi sitzt auf dem Tisch am Fenster des geräumigen Ladens. Nein, es ist nicht sein Geschäft, die Schneiderei gehöre dem Meister, der gleich kommen und uns Tee anbieten würde. Was er da mache? Anzüge, rund 2500 Afghani Arbeitslohn kostet einer; drei würde er jeweils in der Woche schaffen. Zwei bis drei Wochen dauere die Maßanfertigung; wer es eiliger habe, komme selbstverständlich schneller dazu. „Die Kundschaft ist besser geworden, sie hat jetzt mehr Geld", sagt da der Meister, der den Laden hinter uns betreten hat. Die Leute würden sich besser kleiden, was ein Zeichen für wachsenden Wohlstand wäre – allerdings nicht bei allen in gleicher Weise... – Wie er die Zukunft seines privaten Unternehmens sähe? Der Staat unterstützt diesen Sektor. Zum Schutz der afghanischen Unternehmer gegen ausländische Konkurrenten wurde die Handels- und Industriekammer geschaffen, welche die Vertreter des Privatkapitals vereinigt. In ihrem Rahmen bestehen mehr als 20 Händlervereinigungen. Was er von genossenschaftlichen Produktionsformen halte? Nein, da ist er skeptisch.

Der siebenunddreißigjährige Ali, Inhaber einer – wie er betont – von Kunden ausländischer Vertretungen vielbesuchten Juwelierwerkstatt hundert Meter weiter, ist ganz anderer Meinung. Als stellvertretender Vorsitzender des Berufsverbandes der Juweliere Kabuls setzt er sich für den Zusammenschluß ein. Neue Erscheinungen, sagt er, kann nicht jeder gleich verstehen – die einen schneller, die anderen langsamer. Man muß jedem seine Zeit lassen. Was man sieht, begreift man am besten, also muß man Beispiele schaffen. Ali ist übrigens Lehrer, erteilt Sozialkundestunden. Sein Juwelierladen, den er nach dem Unterricht betreibt, ist für ihn nicht nur guter Zusatzverdienst und Hobbywerkstatt, sondern mit seinem ganzen Umfeld – den Kunden und Kollegen – ein Experimentierfeld für neue soziale Ideen, wie er sagt.

Zurück zu den Büchern

Schmal wie ein Handtuch, nur mit Regalen an den Wänden und sonst ohne weiteres Ladenmobiliar, ist Salimhameds Geschäft. Wohl das kleinste in der Straße. Vier Wochen zuvor hat er es eingerichtet, nach seiner Pensionierung aus den Reihen der afghanischen Streitkräfte.

Zunächst verweist er uns darauf, daß die konterrevolutionären Banden noch immer vom Ausland, über die pakistanische Grenze hinweg, mit Waffen unterstützt werden und täglich Dörfer angreifen.

Heute offeriert er wortreich „Bücher aller Art" – auf französisch und deutsch beispielsweise, aber auch auf persisch, usbekisch, turkmenisch, arabisch... Die Sprachenvielfalt des Angebots ist aber doch wohl mehr ein Spiegel des Vielvölkerstaats Afghanistan: Hier leben vierzig Prozent Paschtunen, nahezu dreißig Prozent Tadshiken, je etwa zehn Prozent Hazarah, Usbeken und Turkmenen; hinzu kommen Belutschen, Kirgisen und andere. – „Wer gehört unter den Einheimischen zu den Kunden?", fragen wir. Vor allem Angehörige der Intelligenz, Lehrer, Offiziere, die Mullahs und auch Studenten. Salimhamed hatte in jungen Jahren selbst an der Literaturfakultät der Kabuler Universität studiert, war dann Offizier in der afghanischen Armee geworden. Literaturwissenschaftler wurden nicht gebraucht. Das Offizierskorps rekrutierte sich übrigens schon immer, wie er erzählt, nicht so sehr aus den Kreisen der Feudalkaste, sondern der jungen Intelligenz. Deshalb war auch die Zahl der Anhänger der Volksdemokratischen Partei Afghanistans in der Armee so groß, konnte sie schließlich die April-Revolution mit Unterstützung großer Teile des Militärs zum Siege führen...

Ein furchtbares Bild

Sabulla studiert, wie sie uns sagt, an der Pädagogischen Fakultät der Kabuler Universität, will Lehrerin werden. Ein schöner Beruf, wichtig in einem Land, wo von zehn Bewohnern noch immer nur einer schreiben und lesen kann. Sabulla schluchzt plötzlich auf, wendet sich jäh ab. Haben wir etwas Falsches gesagt? „Nein, nein", beruhigt uns ihre Freundin Marufa, „sie wird nur ein furchtbares Bild nicht los. Eines Tages kamen in ihr Heimatdorf die Banditen und fragten ihren vierzehnjährigen Bruder, wohin er gehe, und als er sagte, er gehe zur Schule, wolle einmal Lehrer werden, haben sie ihn auf der Stelle erschlagen..."

Unterschiedliche Wünsche

Etwa anderthalb Kilometer lang zieht sich die Chickenstreet im Zentrum von Kabul von Osten nach Westen hin. Jung und alt leben hier einträchtig zusammen, nach altem, fernöstlichem Brauch: Wenn das Oberhaupt einer Familie stirbt, übernimmt der Älteste der Männer die Sorge um alle Frauen und Kinder. Als Akbars Vater vor fünf Jahren ums Leben kam, ermordet von den konterrevolutionären Banden, hätte der Junge noch zur Schule gehen müssen. „Doch unsere Schule in unserem Dorf bei Kabul hatten die Duschmanen zuvor ja auch schon zerstört. Vater war zwar Analphabet, aber er sagte immer: Wer nicht lesen kann, gleicht einem Blinden. Die Banditen rissen ihm den Buchari, den weißen Turban, herunter und fesselten ihn damit an einen Baum. Dann steinigten sie ihn... Sie schlachteten alle Hühner ab und setzten sich zum Abendessen..."

Die Worte des Fünfzehnjährigen klingen bitter, eine unüberhörbare Anklage schwingt in ihnen mit: Hättet ihr das nicht verhindern müssen scheint er die Männer fragen zu wollen, die um uns herum stehen und dem Gespräch zuhören.

Der neunzigjährige Olgyschon gab ihm Arbeit in seinem Pelzgeschäft auf der Chickenstreet, so daß Akbar als ältester Sohn seiner traditionellen Pflicht nachkommen und Mutter und Geschwister ernähren kann. Olgyschon, sein Brotherr, hat uns übrigens auf die Frage, was er sich denn noch für sein immerhin recht langes Leben wünsche – die durchschnittliche Lebenserwartung in Afghanistan beträgt zweiundvierzig Jahre – gesagt, er wolle noch einmal heiraten. Möglichst ein vierzehnjähriges Mädchen! Akbars Träume sind da ganz anderer Art: „Möge niemand mehr meinem jüngeren Bruder die Schule zerstören! Und mögen meine Schwestern heiraten können, wann und wen sie wollen!" Beim Barte des Propheten!

Code-Wort „Polarfuchs“: Die Karawane auf der Strecke

Zuverlässiger Begleiter: Propellergetriebener Motorschlitten

Der NIWA für den Norden

Mit von der Eispartie: Bewährte Einmann-Schlitten vom Typ „Buran“

„Moskau ruft Polarfuchs!“ Ungewöhnliche Funksprüche flogen aus der Hauptstadt in den sowjetischen hohen Norden. Die Polarnacht war gerade zu Ende gegangen, und besagter Polarfuchs meldete sich zuerst aus Workuta, dann aus dem Polarural, schließlich vom Unterlauf des Ob. Dann „schnürte“ er bis zur Siedlung der Erdgasarbeiter in Jamburg und von dort zurück nach Urengoi. So legte er eine Wegstrecke von 2200 Kilometern zurück, bewegte sich bisweilen weit jenseits des Polarkreises.

Ein geplantes Abenteuer: Die sowjetische Kfz-Zeitschrift „Sa rul-jom“ (Am Lenkrad) war nun schon zum vierten Mal Mitveranstalter einer Testfahrt für schneegängige Spezialfahrzeuge quer durch Landesteile, die alljährlich mehrere Monate lang unter einer dicken Schneedecke verschwinden. Schirmherr des Unternehmens war die DOSAAF (Partnerorganisation unserer GST).

Abenteuersucht trieb wahrlich nicht zu dieser beschwerlichen Übung. Vielmehr ging es darum, im frostigen Probelauf Aufschlüsse zu gewinnen für die Serienproduktion dringend benötigter arktisfester Kleintransporter. Das vom DOSAAF-Radioklub präparierte „Funkleitsystem“ stellte jederzeit sicher, daß die Expedition auch inmitten trostloser Eiswüsten keinen Augenblick allein war.

Mit einem Umstand kann man im Frühsommer in jenen Breiten mit Gewißheit rechnen – daß noch genügend Schnee liegt, der es normalen Kraftfahrzeugen unmöglich macht, auch nur einen Kilometer voranzukommen. Dort gilt nur eine Wetterregel: Beständig ist der schroffe Wechsel. Nach völliger Windstille kann sich binnen Augenblicken der fürchterlichste Schneesturm erheben. Die Sichtweite verringert sich dann im Handumdrehen auf weniger als einen Meter. Als einmal die Elemente 72 Stunden lang tobten, hieß das drei Tage „stopp!“ für die Kolonne.

Hauptheld der Karawane war der „Uragan“ (Wirbelwind), dessen Prototyp im Vorjahr schon in den Härtetest gegangen war und der sich nun mit sechs Vorserien-Exemplaren dem Polar-Examen stellte. Das vierrädrige Fahrzeug stammt aus dem Werk „Baschselmasch“ (Baschkirisches Landmaschinenwerk). Vor allem seine Niederdruckreifen, um die zur besseren Griffigkeit schneekettengleich je ein Dutzend Gurte gespannt waren, sollten sich bewähren. Die voluminösen Pneus bestanden mit Glanz: kleine Schäden traten nur in Ortschaften auf, durch herumliegende Metallteile etwa.

Im Etappenort Belojarsk, einer Siedlung im Nationalen Bezirk der Jamal-Nenzen, erlebten die Expeditionsteilnehmer das große Interesse der Nordmenschen an Fahrzeugen, mit denen man bequem und sicher durch alle Unbilden des arktischen Winters kutschieren kann. Denn schwere Technik für jene Breiten gibt es bereits (siehe „mobile“ Heft 2/86: Das Luftkissenfahrzeug MPI SK 6). Der „Uragan“ aber wäre der NIWA für den Norden – das Individualfahrzeug für Rentierzüchter, Jäger, Geologen, Erdgasarbeiter.

W. Schapiro (Text und Fotos)

Bestanden Examen mit Auszeichnung: Die schneegriffigen Niederdruckreifen des „Uragan“

Antriebslos: Auch Anhängerfahrzeuge auf Kufen wurden erprobt

FREIE WELT besuchte Katarina Witt

Vor den Preis haben die Götter den Schweiß gesetzt. Dies gilt auch für eine Eiskönigin wie Katarina Witt, die sich seit Wochen und Monaten in hartem, mühevollem Training auf die Saison 1987 vorbereitet – im „stillen Kämmerlein" der menschenleeren Halle im Karl-Marx-Städter Küchwald.

Es ist noch gar nicht so lange her, da war es im fachkundigen Gefolge des Eiskunstlaufs Usus, die dreifachen Sprünge zu zählen. Sie galten als das A und O für den Qualitätsnachweis einer Kür. Also wurde auch deren Qualität gesteigert. Je mehr, desto besser, und möglichst kreuz und quer durch die gesamte Kollektion von Sprüngen. Nur der verflixte dreifache Axel ließ länger auf sich warten.

Begonnen hatte dieses Zeitalter mit David Jenkins, der als erster einen dreifachen Salchow zeigte. Schon 1962 sprang Donald Jackson auf diese Weise auch den Toeloop und den Rittberger. Schließlich kam Jan Hoffmann des Weges und fügte als erster „vierfacher Dreifacher" dem Salchow, Toeloop und Rittberger noch den Lutz hinzu. Bei der Weltmeisterschaft vor drei Jahren

Start in die Eiszeit

Keine noch so gute Idee kann ohne harte Arbeit in Erfolg umgemünzt werden. Niemand weiß das besser als Kati Witt, Jutta Müller und Rudi Suchy.

„veröffentlichte“ Alexander Fadejew den ersten Vierfachsprung bei einer internationalen Meisterschaft, ihm folgten damit Jozef Sabovcik und Brian Orser. Und es kam in Mode, Dreifachsprünge auch in der Kombination zu zeigen. Inzwischen ist ein Sinneswandel eingetreten. Es hat sich so gefügt, daß dreifache Drehungen über dem Eis noch längst kein Garantieschein für einen erfolgreichen internationalen Auftritt sein müssen. Beim „Skate Canada“ und den „Moscow News“ zum Saisonauftakt 1986/87 warteten die Herren ausschließlich mit Dreifachsprüngen auf, und auch der Versuch der Damen, hier nicht in Rückstand zu geraten, war unverkennbar… Es scheint, als lebe die Eiskunstlauf-Weltelite von heute nach dem alles etwas normalisierenden Grundsatz: Dreifachsprünge, die kann man eben! „So gesehen“, stellt die DDR-Trainerin Jutta Müller fest, „sind diese schweren Sprünge ihres Überraschungseffekts für das Publikum bereits verlustig gegangen.“

Nichts ist ewig neu.

Schon Mitte der siebziger Jahre sahen sich die Pioniere eines neuen Eislaufstils nach Möglichkeiten um, die Kür mit frischen Farben zu versehen. Der Brite John Curry und der Kanadier Toller Cranston gehörten bei Olympia '76 in Innsbruck zu den besonderen Erscheinungen des Kunstlaufs, und das nicht nur, weil der eine Gold, der andere Bronze gewann. Es war vor allem ihre betont künstlerische Vortragsart, wobei schwierige Sprünge nur die Tupfer einer mit scheinbar hingeworfener Leichtigkeit präsentierten Kür bildeten.

Start in die Eiszeit

Der sensible Cranston ahnte schon damals voraus, was heute auf dem Eis gang und gäbe ist: „Wer gefallen will, muß verstehen, sich auszudrücken und seine Empfindungen in Bewegung umzusetzen." Die Zuschauer von den Sitzen reißen, sagte er, könne nicht mehr nur durch eine Aneinanderreihung schwieriger und schwierigster Sprünge erreicht werden. Eine Voraussage, die der heutige Fernsehkommentator Cranston immer wieder bestätigt findet, wenn er „seine" Königin laufen sieht: „Wer liefert ein besseres Beispiel dafür als Katarina Witt? Ihr Name ist synonym für Schönheit des Eiskunstlaufs unserer Tage."

Gleichwohl wäre es ein Irrtum zu glauben, die Siegerschleifen seien jetzt nur mit Glimmer, Showeffekten und choreographischen Extravaganzen zu gewinnen. „Die sportliche Substanz bleibt erste Voraussetzung für den Erfolg", sagt Jutta Müller. „Dazu gehört eine gestochene Pflicht, ein sportlich auf höchstem Niveau vorgetragenes Kurzprogramm und eben – mit allem Drum und Dran – eine faszinierende Kür." Haben sich in nur einem der drei Wettbewerbsteile Unsicherheiten bemerkbar gemacht, wackelt selbst der Thron einer Königin. Die 21jährige Katarina Witt mußte das im Sprung- und Charmeduell der diesjährigen Weltmeisterschaft in Genf erleben, als ihr die afroamerikanische Grazie Debbie Thomas „nur" das sportliche Silbergeschmeide überließ. Schon nach der Pflicht im Rückstand, gelang Kati in der Pflichtkür-Kombination der geforderte dreifache Toeloop nur doppelt.

Um die Eiskunstläufer möglichst zu sportlicher und künstlerischer Vollendung ihres Vortrages zu führen, suchen die Trainer in aller Welt Partner aus dem Reich der Tanzkunst. Der Kanadier Brian Orser begibt sich mindestens einmal pro Woche in die Obhut der USamerikanischen Choreographin Ursula Keßler. Die Eistanz-Weltmeister Natalja Bestemjanowa und Andrej Bukin genießen in vollen Zügen die Hilfe des Moskauer Bolschoi-Balletts.

Der Olympiasieger Scott Hamilton und die ehemalige Weltmeisterin Linda Frantianne gingen bei der kalifornischen Choreographin Ricky Harris ein und aus. Dort nahmen auch die britischen Eistanz-Olympiasieger Jayne Torvill und Christopher Dean eine Ideenanleihe, als sie ihren dutzendfach mit Höchstnoten bedachten Ravelschen „Bolero" konzipierten. Sie alle praktizierten bei Miss Harris deren einmal schriftlich niedergelegten Maxime: Suche mit Fingerspitzengefühl nach jener Art von Tanz, die der Persönlichkeit des Läufers entspricht, und finde den in Tanz umgesetzten Kern der Persönlichkeit! Die Möglichkeiten, auf verrückteste Weise den Körper zu verdrehen und damit immer wieder wirkungsvolle Showelemente hervorzuzaubern, sind unendlich!

Für Jutta Müller und ihre derzeitige Musterschülerin Katarina Witt ist der Ballettmeister Rudi Suchy ein unverzichtbarer Mitstreiter. „Frau Müller hat vielleicht schon lange vor anderen Trainern die Bedeutung einer choreographischen Führung der Eiskunstläufer erkannt, denn sie lockte mich bereits 1968 schnurstracks vom Theater weg aufs Eis – zu einer Zeit, da ihre Tochter Gaby Seyfert noch lief." So hat Rudi Suchy daran mitgewirkt, daß Gaby, Jan Hoffmann, Anett Pötzsch und Katarina Witt bei Olympia, Welt- und Europameisterschaften sage und schreibe 24 Goldmedaillen gewannen. Auch das Weltmeisterpaar Sabine Baeß/Tassilo Thierbach sowie Sonja Morgenstern und Marion Weber gehörten zu seinen Eleven.

Der 50jährige Tschechoslowake Rudi Suchy interessierte sich zwar schon immer für den Sport („das brachte mein hartes Training als Tänzer so mit sich"), doch enge Beziehungen zum Eiskunstlauf knüpfte er erst in Karl-Marx-Stadt. „Ich wuchs in Plzeň auf, besuchte die dortige Ballettschule und kam 1963 im Rahmen eines Kulturaustausches ans Karl-Marx-Städter Theater." Fünf Jahre später wurde er Choreograph und als solcher von Jutta Müller „entdeckt". Er ließ sich von der nach wie vor weltbesten Eiskunstlauftrainerin nicht lange bitten und macht seiner Chefin auch nach achtzehn Jahren der Zusammenarbeit noch große Komplimente: „Jutta Müller war ein Glücksfall für mich, weil sie für alle Bereiche des Eislaufs Kompetenz besitzt und sich nie einer von mir geäußerten Idee verschließt, auch wenn diese zunächst noch so verrückt erscheinen mag."

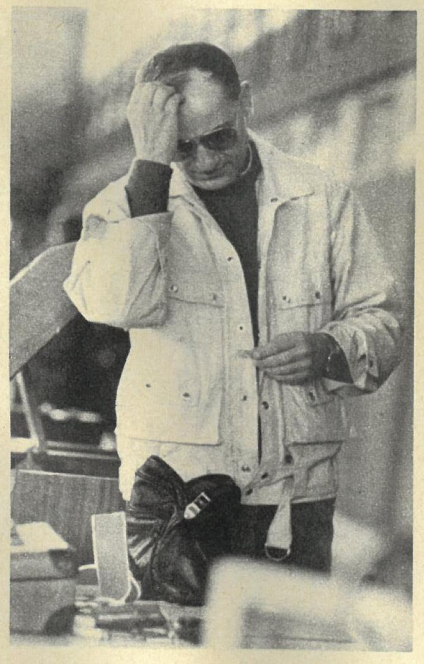
Bei der Weltmeisterschaft in Genf saß der Karl-Marx-Städter Choreograph aus Plzeň stundenlang auf der Tribüne, sah den Damen und Herren, Paaren und Eistänzern beim Training zu und machte Notizen, als schreibe er an einem Buch. „Ich versuche, Tendenzen zu erkennen, und ziehe Vergleiche, schaue, ob ich mit meinen Ideen richtig liege oder mir wieder etwas Neues ausdenken muß. Bei solcher ‚Sichtung' finde ich dann jedesmal bestätigt, worauf wir in Karl-Marx-Stadt seit Jahr und Tag pochen: Wer groß sein und vor Millionen Menschen ausstrahlen und beeindrucken will, muß sich auch im grauesten Trainingsalltag so geben, als trete er soeben ins Rampenlicht einer olympischen Entscheidung. Auch wenn dich nur die leeren Ränge der Halle angähnen, sollst du dein Bestes geben, dir einbilden, daß jetzt, in diesem Moment, die ganze Welt auf dich schaut – und dabei lächeln!"

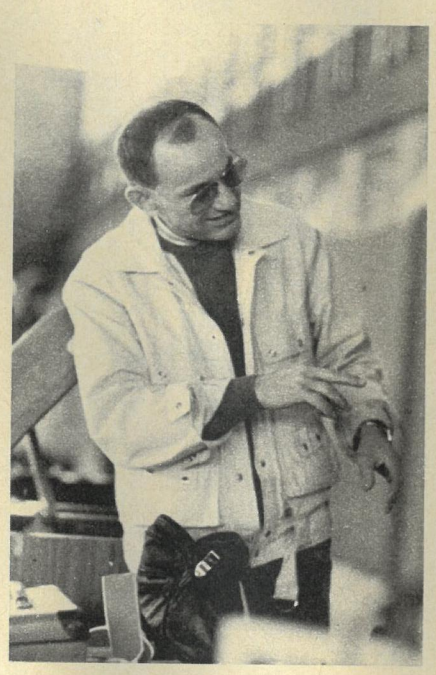
Trotz aller Bedeutung des tänzerischen Ausdrucksvermögens und des nach wie vor hohen Anspruchs an Dreifachsprünge sind dies Komponenten des Eiskunstlaufs, die erst voll zur Geltung kommen, wenn auch die Musik und die Kleidung und die Frisur stimmen. Ricky Harris sagte einmal: „Ich lehre meine Schüler, daß auch diese drei Dinge zum sogenannten Kern der Persönlichkeit passen müssen. Nur mittels dieser scheinbaren Nebensächlichkeiten kann der Eiskunstläufer einem rundum vollendeten Vortrag nahekommen."

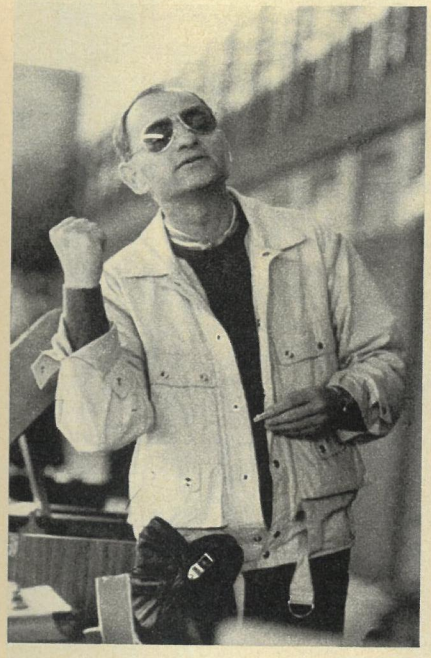
Ganz besonders vermochte Katarina Witt die Damenmode auf dem Eis zu beeinflussen. Schon 1983 überraschte sie mit einem Mozart-Kostüm, das sie abgestimmt auf eine musikalische Reise zu Rossini und Bizet, Händel, Tschaikowski und eben Mozart trug. Sie kam dem Zuschauer auch „spanisch", präsentierte sich als Schönheit von der Pußta, als Bauchtänzerin, als Maria in Bernsteins West Side Story. Während des bevorstehenden Winters wird sie im Kurzprogramm Glenn Miller tanzen!

Die Übereinstimmung aller Komponenten des Eiskunstlaufs ist in Karl-Marx-Stadt oberstes Gebot. Dabei bedient sich die weltberühmte Schule vom Küchwald der Hilfe des Berliner Friedrichstadt-Palastes, wo die Kostümbildnerin Marlit Eppinger – wie jeder gern zugeben wird – auch für Kati Witt ansehenswerte Modelle fertigt. Die Moskauer Eiskunstläufer nutzen gar die unerschöpflichen Ideen des sowjetischen Star-Designers Slawa Saizew. Und wenn die Haarpracht der Eisprinzessinnen zu richten ist, handelt es sich in Edmonton und New York genauso wie in Leningrad, Moskau und Paris um Spitzenkräfte der Friseurzunft. In der DDR waltet die Berlinerin Regina Kochendörfer ihres Amtes, den Schönheiten des Eiskunstlaufs die Locken zu drehen.

Ein besonders diffiziles Gebiet ist überall in der Welt, so auch in Karl-Marx-Stadt, Berlin und Dresden, die Musikauswahl für die Läufer, „von der vieles, letztlich auch die Choreographie abhängt", wie Rudi Suchy sagt. In Karl-Marx-Stadt werden die richtigen Töne oft mit Hilfe von Musikexperten durch Katarina Witt, Jutta Müller, Rudi Suchy ausgewählt, wieder verworfen, neu gesucht – bis man die Melodie gefunden zu haben glaubt. Die Fähigkeit, nach einer „maßgeschneiderten" Musik zu laufen, bringt in entscheidender Weise die sportliche Klasse und das künstlerische Ausdrucksvermögen eines Läufers erst voll zur Geltung. Erst







Rudi Suchy, mit Schwejkschem Akzent und der Gestik eines Vortragskünstlers: „Weißt du – wenn sich andere in der Sonne bräunen, dir Regen und Nebel die Stimmung verdrießen, dich die leeren Ränge der Halle anöden, dir alles noch so schwerfällt – auch beim Training heißt es: immer nur lächeln, immer vergnügt!"

dies macht ihn, vor allem heute, zur Persönlichkeit auf dem Eis.

Gaby Seyfert, durch und durch musikalisch, wurde während ihrer Laufbahn oft nach der Sprungfolge in ihrer Kür gefragt. Lückenlos vermochte sie diese vor allem dann zu nennen, wenn sie ihre Musik dabei hören konnte. Der Berliner Trainer Heinz Lindner erinnerte in jedem Jahr nach den großen Ferien auf die gleiche Weise seine Schützlinge an deren Sprungfolge. Er ließ ihnen die Musik vorspielen, und siehe da, die oft vergessen geglaubte Kür saß noch immer.

Wie Ausnahmen die Regel bestätigen, präsentierte das „Paar aller Paare" bei der Weltmeisterschaft 1973 in Bratislava: Irina Rodnina und Alexander Saizew. Die beiden hatten kaum ihre große Kür begonnen, da brachte ein Kurzschluß die Musik zum Schweigen. Das ihnen laut Reglement zustehende Recht, vom Eis zu gehen und zu warten, bis wieder alles in Ordnung war, nahmen sie nicht in Anspruch: Als sei da gar nichts, liefen sie weiter und beendeten ihren Auftritt voller Harmonie und schwieriger Elemente auf den Punkt und die Sekunde genau.

Irina und Alexander baten darum, sie zu werten – und bekamen in der A-Note durchweg 5,9 von sechs möglichen Punkten! „Warum sollten wir uns aufregen?" sagte Irina später. „Wir überlegten keine Sekunde. Im Grunde war das auch nicht notwendig, denn damit uns die Musik in Fleisch und Blut übergeht, sind wir im Training oft ohne sie gelaufen. Das hat sich jetzt bezahlt gemacht. Und wir entschieden uns für eine Wertung, weil es unter Weltmeisterschafts-Bedingungen sehr schwierig ist, zweimal hintereinander und in gleicher Qualität eine Kür zu laufen. Das ist schon im Training oft vergebliche Liebesmüh'."

Die ehemalige Olympiasiegerin Peggy Flemming verfügte über

Eine Studie, die anschaulich die Frage beantwortet, was Training ist, wenn man vergoldet werden will.

eine Musikalität und tänzerische Ausdruckskraft, die sie befähigten, sowohl nach Rock und Pop wie auch nach Operettenmelodien und klassischer Musik zu laufen. Diesen Typ von Läuferin verkörpert auch Katarina Witt. Und so stimmt der Choreograph Rudi Suchy mit der Meinung „seiner" Karl-Marx-Städter Frauen überein, wenn er glaubt, daß Kati bei der nächsten Europameisterschaft in Sarajevo und den Welttitelkämpfen in Cincinnati nicht nur in der großen Kür mit ihrer Maria wieder gut ankommt, sondern auch im Kurzprogramm, wo sie mit ihrem Charme und ihrer Ausstrahlung Glenn Millers Evergreen wörtlich nehmen kann: „In the mood" – „in Stimmung!"

Manfred Hönel (Text),
Klaus Oberst (Fotos)

Im nächsten Heft:

Mit der Kamera notiert

Kumpel fotografieren Kumpel – Fotos und Fakten eines Jahres aus dem Riesaer Stahl- und Walzwerk. Aus der Arbeit des Amateur-„fotoclubs ferrum".

Foto: H. Neumann

Taiga-Flughafen

FREIE WELT in Ostsibirien. Wo Motorenöl bei minus 50 Grad steif wie Butter wird. Erster Beitrag einer Reportageserie über den künftigen Territorialen Produktionskomplex Obere Lena.

Foto: L. Willmann

Tourismus

Sommerreisen 1987 – auch im kommenden Jahr bieten Intourist und das Reisebüro der DDR ein vielfältiges und interessantes Angebot an Reiserouten in die Sowjetunion.

Foto: TASS/A. Malachowski

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Illustration: Peter Muzeniek

September 1987

M	D	M	D	F	S	So
	1	2	3	4	5	6
7	8	9	10	11	12	13
14	15	16	17	18	19	20
• 21	22	23	24	25	26	27
28	29	30				

Oktober 1987

M	D	M	D	F	S	So
			1	2	3	4
5	6	7	8	9	10	11
12	13	14	15	16	17	18
19	20	21	22	23	24	25
26	27	28	29	30	31	

Liebe Mädchen und Jungen! Die FREIE WELT-Märchenserie – Text auf Seite 41 – will euch mit den kleinen sowjetischen Völkerschaften bekannt machen. Wenn ihr die sechs Teile sammelt, könnt ihr euch am Jahresende einen Kalender bastein; die Schnur zieht ihr durch die beiden angedeuteten Löcher. Und wenn ihr jedes Mal mitmacht – das hier ist bereits das vierte Märchen-Jahr – habt ihr ein Märchenbuch, das immer dicker wird. In diesem Jahr stellen wie euch Völker vor, die im europäischen Teil der Sowjetunion wohnen. Es sind: die Nenzen, Kalmyken, Karelier, Komi, Komi-Permjaken, Abasiner.